

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 46.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Herrschen oder dienen?

Roman von W. Kaufsky.

(19. Fortsetzung.)

Elvira wollte die Hand nicht von den Augen ziehen lassen. „Ich Unglückliche!“ rief sie. „Ich fühlte es nicht einmal, ich wußte es kaum bis zu diesem Augenblick, wie tief ich gesunken bin, — die Welt, in der ich lebe, hat kein Wort des Tadels für solche Vergehen, — alle fanden das Verhältnis, das ich eingegangen war, so natürlich, und die Huldigungen namen zu, — und alles begegnete mir nur mit erhöhter Achtung und Ehrerbietung, — und nun — nun —“ Sie konnte nicht weiter, Tränen erstickten ihre Stimme. Aber als sie merkte, daß diese Tränen ihn exaltirten, suchte sie sich gewaltsam zu fassen, und sie nam die Hände von den nassen Augen und sie sah ihn an, groß, ernst, tief. „Fritz, von der Stunde an schwöre ich dir, daß ich alles von mir werfe, das mich an jene Zeit der Schmach erinnern könnte. Ich habe meine Unabhängigkeit gewart, glaube es mir, ich habe sie gehütet als mein kostlichstes Gut, — und nun will ich frei sein — ganz frei — für immer losgelöst von jeder Gemeinschaft.“ Ein kühner Zug trat in diesem schönen Gesichte hervor, auf dem die Tränen versiegt waren, der Kopf hob sich wieder hoch und stolz, und frei und innig blickte sie dem geliebten Mann in die Augen: Wie dank ich dir! — Deine Liebe wird mich erheben — einem reinen Leben bin ich zurückgewonnen — und — sie brach kurz ab, sie fühlte, sie dürfe das Wort nicht hinzufügen, das auf ihren Lippen brante, nicht jetzt, nicht in dieser Stunde durfte es gesprochen werden.

„Geh, geh!“ flehte sie, im Kampf mit dem eignen, stürmisch aufwallenden Blute, „wir müssen uns jetzt trennen — gute Nacht.“

„Soll ich scheiden, in dem Augenblick wo ich dich errungen, Elvira! — heiße mich nicht gehen, nicht jetzt!“ Er lag vor ihr auf den Knien und umschlang die ihren. „Sei nicht grausam Elvira — mir ist alles so neu — mein Herz ist überall — wende dich nicht ab — sieh mich an — niemals bist du mir so schön erschienen — niemals ist es mir so deutlich geworden, daß ich dich liebe!“ Er wollte sie an sich ziehen. Sie hielt ihn mit beiden Händen von sich zurück und selbst erbebend in übermächtiger Leidenschaft, und glücklicher noch als er, fand sie doch die Kraft, und fand sie in ihrer größeren, reineren Liebe zu ihm, ihn abzuwehren.

„Mein Fritz,“ sagte sie und ihr Ton ward edel, fast hoheitsvoll, und ihre Augen blickten ihn an, mit einem verklärenden Schimmer — „ich will dich nicht einem Sinnenrausch ver danken; uns beide hat das Glück verwirrt — ist's denn auch anders möglich! — Aber ich verdiene dich noch nicht, und dein Arm soll mich nicht

wieder umfassen, deine Lippen sollen nicht eher einen Kuß auf die meinen drücken, bis ich nicht auch der Form nach frei geworden bin, bis dieser Mann auch nicht das Recht eines Gedankens mehr an mich hat. Diese Lösung muß sich sofort vollziehen, ich lechze darnach — ich schreibe dir, sobald sie wirklich erfolgt ist und dann — wenn du dein Herz geprüft und du gefunden, daß deine Liebe zu mir ächt ist — und wenn du mir verzeihen kannst und mich deiner würdig hältst, dann — dann komm hierher, und ich will dich als meinen Erlöser empfangen, als meinen Geliebten, für den ich mein Herz frei erhalten, und dem es angehört seit meinem ersten Fühlen.“

Sie war aufgesprungen, sie drängte ihn sanft zurück, und entfernte sich von ihm. Aber schon war er wieder an ihrer Seite, und er erfaßte ihre Hände — er hatte ihr noch ein Wort zu sagen, er wollte noch einen Blick empfangen.

Da erschollen Stimmen durch die Nacht und Lichter erschienen auf der Veranda, die sich die Treppe herab nach dem Garten zu bewegten.

„Lebe wol,“ flüsterte Elvira, entferne dich, nimm die Gondel, die auf mich wartet — und verabschiede den Mann; ich werde heute das Haus nicht mehr verlassen.“

Die Lichter und die Stimmen waren ganz nahe gekommen. Es waren die Jose und ein Bedienter. Fritz mußte gehorchen. Er drückte einen Kuß auf ihre Hand und entfernte sich rasch nach dem Kanal zu.

Dreizehntes Kapitel.

Madame Douais war es, die die Dienerschaft ausgeschiedt hatte, um nach dem Kanal zu sehen, ob die Gondel, die die Herrin trug, noch immer nicht gelandet sei, oder ob dieselbe vielleicht schon angekommen und nun auf der Terrasse oder im Garten verweile; sie konnte das lange Ausbleiben der Signora nicht begreifen und war unruhig und besorgt geworden.

Elvira trat ihrer Dienerschaft entgegen. Die Jose schrie überrascht auf. Die Signora war gefunden, sie war also die lange Zeit im Garten gewesen, aber sie habe doch nicht am Ende auf das Banket vergessen, wo sie erwartet werde! Es sei warlich die höchste Zeit, dafür Toilette zu machen.

„Ich werde es nicht besuchen,“ sagte Elvira, „ich bin müde.“ Sie hieß das Mädchen mit dem Lichte vorausgehen und folgte langsam.

Der Mond war noch höher gestiegen, Jasmin und Rosen dufteten und wieder schlug die Nachtigall. Eine süße Wehmut legte sich ihr ums Herz, ein Nachzittern des Glückes, ein Sehnen, daß es sich ihr erneuern möchte, ein Bangen, es könnte ihr verloren gehen. Sie stieg nach der Veranda hinauf und begab sich in das kleine Boudoir. Es war von mehreren Lampen erhellt, rote Schirme von zartdurchbrochenen Seidenspitzen dämpften in sanfter Weise das Licht, das allen Gegenständen einen warmen Schimmer und dem Schatten selbst noch weiche Töne verlieh. Wundervoll beleuchtete es in diesem Augenblick die weißbekleidete Gestalt und das schöne Gesicht Elviras, die sich in einen niedern, bequemen Fauteuil gesetzt und den Kopf gegen das Polster zurücklehnte. Madame Douais stand vor ihr und sprach einige Worte sanfter Vorwurfs, sich solange der Nachtlust auszuweihen, die Elvira indes nicht zu hören schien.

„Aber, geliebtes Kind, wenn Sie nicht zu dem Banket gehen wollen, so werden Sie doch zuhause soupieren?“ fragte Madame Douais.

„Nein,“ sagte Elvira.

Madame Douais legte teilnehmend und zärtlich die Hand auf das dunkle Haar, das in lang aufgelösten Locken niederwallte.

„Sie sind recht erschöpft, Mademoiselle, Sie sind so blaß; ach, die Aida ist auch zu anstrengend. Sie haben sich wol wieder einmal ganz hinreißen lassen? Aber Sie müssen etwas zu sich nehmen, gewiß, Sie müssen.“

Elvira machte eine Bewegung der Ungeduld, dann scheinbar diesen Bitten nachgebend, sagte sie: „Lassen Sie mir ein Glas Wein serviren, bitte.“

„Bordeaux oder Champagner?“ fragte Madame.

„Was Sie wollen.“

Die Gesellschaftsdame trat in den Salon hinaus.

Elvira allein, stützte den Arm auf das Gesims des Fensters und blickte in die ruhige Nacht hinaus. Nicht ein Zweig schien sich da draußen zu bewegen, in ihrem Herzen stürmte es noch fort. Plötzlich für sie zusammen. Dritte kamen durch den Garten, sie näherten sich. Eine elegante Männergestalt trat auf die Veranda und sah nach ihrem erleuchteten Fenster. Sie preßte die Hände ineinander, ihr Atem stockte. „Soll ich ihn empfangen, heute noch?“ fragte sie sich. Ihre Wangen wurden noch blässer, aber in ihren Augen sprühte es entschlossen auf. „Was geschehen muß, das soll sogleich geschehen!“

Einige Minuten später meldete Madame Douais: „Monsieur le baron!“

Elvira nickte.

Der Baron ward eingeführt. Als er Elvira noch in ihrem Deshabillé in ein Fauteuil zurückgelehnt fand, blickte er so überrascht, daß sie ein schwaches Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Ah,“ sagte er, und seine Hand mit dem feinen Handschuh zererte an seinem blonden Barte, „wir verzehren uns in Sehnsucht und Ungeduld und Sie sitzen hier, unbekümmert um unser Schicksal, und haben auch noch nicht einmal angefangen, Toilette zu machen; o, Elvira, das ist nicht edel.“

Sie preßte die Lippen zusammen, sie antwortete nicht, sie veränderte nicht ihre Stellung. Das Mädchen brachte Wein und Badwerk, sie servierte es auf einem kleinen Tischchen, das sie zu Elvira heranschob.

„Sie wollen noch vorher Erfrischungen genießen?“ fragte Eugen, noch konsternirter.

„Ja, Baron, denn ich werde das Banket nicht besuchen.“ Ihre Stimme klang eigentümlich matt. „Sie werden einen Grund finden, der mich entschuldigt.“

„Es existirt also kein wirklicher, und es ist dies eine bloße Laune, Elvira?“

Sie ergriff das Glas mit Bordeaux gefüllt und leerte es auf einen Zug, dann winkte sie Madame Douais zu sich. „Sie haben sich heute nicht ganz wol befunden, Sie sollen nicht länger wachen. Begeben Sie sich zu Bette.“ Und dann zu ihrer Kammerjungfer: „Sie warten, bis ich klingele; im Augenblick bedarf ich Ihrer nicht.“

Das Mädchen ging hinaus. Madame Douais reichte ihr die Hand. „Gute Nacht, Mademoiselle,“ sagte sie im Tone wirklicher Ergebenheit, „aber bleiben Sie selbst nicht zu lange auf, liebes Kind, Sie sind der Ruhe wahrhaft bedürftig. Ich werde nicht eher einschlafen, bis ich Sie nicht in Ihr Schlafzimmer eintreten gehört.“ Sie verbogte sich vor dem Baron und ging in das anstoßende Schlafzimmer Elviras, um durch dieses in ihr eigenes zu gelangen.

Elvira und Eugen blieben allein. Er war auf und niedergegangen, er hatte die Handschuhe ausgezogen und sah erwartungsvoll nach dem jungen Weibe hinüber, das seinen Platz noch nicht verlassen hatte, und das ihm in dem weißen, losen Gewande, das die vollendet schönen Formen ihres Körpers nur erraten ließ, und auf das das Lampenlicht rosa Tinten zauberte, idealisch schön erschien. Er zog jetzt ein Fauteuil an ihre Seite und setzte sich zu ihr.

„Elvira,“ sagte er zärtlich und absichtlich seine Stimme zu einem diskreten Flüstern dämpfend, „ich bin es wol zufrieden, wenn Sie vom Banket wegbleiben, wenn mir dadurch das Glück zuteil wird, den Abend hier in Ihrer Gesellschaft zu verbringen.“

Sie hob den bisher geneigten Kopf, den die dunklen Locken umflatterten: „Ja, Herr Baron, ich bitte Sie, hier zu bleiben, ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

„Elvira, Sie sind ein Engel!“ rief er entzückt, sich ihr zu neigend; als er ihr aber ins Gesicht sah, frappirte ihn die auffallende Blässe desselben. „Sie sind doch wol, Elvira? Es war mir bisher nicht in den Sinn gekommen, darnach zu fragen, ja nur diese Möglichkeit vorauszusetzen, aber nun erwacht die Besorgnis, es könnte —“

„Ich bin ganz wol, Baron, beunruhigen Sie sich nicht um meine Willen,“ sagte sie kalt.

Er sah sie an und dann mit absichtlicher Auffälligkeit im Zimmer umher. „Sind wir denn nicht allein, Elvira? Oder doch? Warum also dieses kalte Baron? Ich dünkte, unter uns hätte ich ein Anrecht auf einen vertraulicheren Titel.“

Sie preßte die Hände fest ineinander, sodas die Nägel tief in das Fleisch schnitten.

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen dieses Recht jemals eingeräumt habe, Baron.“ Ihre Stimme, die fast tonlos geklungen, versuchte sich zu festigen. „Jedenfalls verlont es heute nicht mehr der Mühe, es geltend zu machen. Es ist die letzte Stunde, in der wir uns hier allein und one Zeugen gegenüber stehen, — wir werden uns trennen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich gehe nach Amerika.“

„Sie sind von Sinnen, Elvira! Nach Amerika! Was haben Sie in Amerika zu suchen? Sie sind kaum in Europa bekannt; aber Ihr Glück ist endlich begründet, Ihr Ruhm eilt Ihnen voraus. Ehre, Geld, Vergötterung, alles was Ihren Ehrgeiz reizt, was Sie erlangen wollten, es wird Ihnen in den großen Städten unsres Kontinents im reichlichsten Maße zuteil werden. Was brauchen Sie Amerika? Nein, Sie dürfen nicht nach Amerika, und Sie hätten recht, alsdann eine zeitweilige Trennung zwischen uns vorauszusetzen, denn ich bin nicht gewillt, Ihnen dahin zu folgen.“

Sie schlug die großen Augen zu ihm auf und sah ihn an ernst und fest. „Und ist denn unser Schicksal so enge aneinander geknüpft, daß es nicht — auf immer — von einander zu trennen wäre? Sind wir nicht beide frei? Bleiben Sie — ich gehe.“

„Ah, diese Reise nach Amerika ist eine Drohung.“

„Gewiß nicht, sie ist eine Flucht.“

„Eine Flucht, vor mir?“ rief er mit einem ironischen, etwas gedehnten Aussehen.

Ihr Blut wallte auf, ihre Erregung, die sie so mühsam gemeistert, brach stürmischer hervor. „Und wenn es so wäre! Und wenn ich mich dahin retten wollte, um Verhältnissen zu entgehen, die mir — leider zu spät — gleichbedeutend erscheinen mit Erniedrigung und Schmach?“

„Elvira,“ rief Eugen, „halten Sie ein, wie können Sie so sprechen, — wissen Sie auch, daß Sie mich beleidigen, daß Sie sich selbst beleidigen?“

Ihre Augen flammten auf. „Weil ich endlich, endlich mit dem richtigen Gefühl auch den richtigen Namen gefunden habe! Baron, meine unerfahrene Jugend konte Sie irreführen, ihr konte Sie die lockere Moral unsrer Gesellschaft predigen, sie an deren Privatigkeiten so sehr gewöhnen, daß Sie ein unwürdiges Verhältnis als etwas zu Recht bestehendes hinstellen, es als etwas selbstverständliches preisen durften; dem reisenden Weibe ist die Erkenntnis gekommen und damit das unigste Bedürfnis, sich diesem unwürdigen Zustande zu entziehen. Ich will frei sein! Losgebunden will ich sein von allem, was mich seit langem bedrückt, beengt, was mich tief im Herzen unglücklich machte. Ich kann nicht länger in diesem Verhältnisse leben, glauben Sie es mir, und darum will ich fort, um mit einem Schlage alles zu ändern, alles von mir zu weisen, was mich noch an die Vergangenheit

erinnern könnte. Ich werde gehen und nichts und niemand wird mich daran hindern!"

"Ich werde Sie daran hindern, Elvira!" sagte er in fast übermüthiger Bestimmtheit, und er schlug die Beine übereinander, kreuzte die Arme über der Brust und er blickte sie an mit einem feinen, selbstgefälligen Lächeln.

Sie fur gereizt in die Höhe. „Sie — Sie — mit welchem Rechte?"

„Mit dem Rechte, das jeder Mensch auf einen andern besitzt, sobald es sich darum handelt, diesem gegenüber ein Unrecht wieder gut zu machen.“

Sie starrte ihn an, sie verstand ihn nicht.

Er blieb völlig ruhig und fur in seinem frivolten Skeptizismus fort: „Alles zugegeben, meine Teure, ich bekenne mich schuldig; und da mir Ihre etwas romantische Empfindsamkeit wol bekannt ist, so konnte ich darauf gefaßt sein, daß sich Ihre beleidigte Tugend einmal gegen mich empören, und daß mir eine ähnliche Szene, wie die jezige, nicht erspart bleiben würde. Ja, ja, ich merkte es seit langem, daß sich in dem hübschen, eigensinnigen Kopfe da eine Revolution gegen mich vorbereite, und daß mir eines Tages alle meine Sünden gegen ein kleines, reizendes Landmädchen vorgehalten würden. Die große Szene ist nun gespielt, bravourös, wirklich, Elvira! Aber Scherz beiseite, ich schätze mich wahrhaft glücklich, daß ich Ihren gerechten Zorn versöhnen und alles zu unsrer beiderseitigen Zufriedenheit beenden kann. Elvira!" — er beugte sich ihr entgegen, und mit einem feinen, triumphirenden Lächeln suchte er ihren Augen zu begegnen, — „meine arme, selbstquälerische Elvira, sieh mich doch an, — ich will dir deine Ruhe wiedergeben und das Glück, und zugleich die Selbstachtung, indem ich dir den höchsten Beweis meiner Achtung gebe. Vergib dem Sünder, der aus Liebe dich betört hat, er wirbt um dich nun aufs neue. Elvira!" — sein Ton wurde ernster, feierlicher, „ich biete dir hiermit meine Hand und alle Rechte und Ansprüche einer Baronin von Hellenbach.“

Elvira war totenbleich geworden, ihr Atem stockte, ihr war, als müsse sie ersticken. Er bemerkte den gewaltigen Eindruck, den sein Antrag auf sie hervorgebracht, und er lächelte geschmeichelt.

„Habe ich dich damit überrascht? Komt dir das so unerwartet, Elvira?" fragte er mit einer gekennten Miene.

Sie vermochte nicht zu antworten, ihre Lippen bebten, sie füllte sich wie zerfchmettert. Das hatte sie nicht erwartet, das nicht, am wenigsten in diesem Augenblick. Er warb um ihre Hand! Zu seiner rechtmäßigen Gattin wollte er sie machen! Sie hatte ihn angeklagt, beschuldigt, und nun entkräftete er diese Anklage, und er war bereit, diese Schuld zu sühnen, indem er ihr seinen Namen gab. Er stellte ihre Ehre wieder her, er reinigte sie von jedem Makel vor der Welt und vor sich selbst, — was konnte sie besseres wünschen? Und doch traf sie diese Werbung gleich einem Blitzschlag aus heiterem Himmel, alle ihre Hoffnungen zerstörend.

Sie war fassungslos. Aber ihr Herz, das einen Augenblick stille gestanden, es begann nun in verdoppelten Schlägen zu klopfen, und ihre Brust hob und senkte sich stürmisch. Er wußte ihr Schweigen, ihre Bewegung nicht recht zu deuten. Er hatte sie im Verdacht, diese Szene provoziert, mit Absicht herbeigeführt zu haben, und nun gab sie sich so aufs höchste überrascht. Oder war dies wieder nur eine gut gespielte Komödie?

„Wahrhaftig," sagte er ironisch, „ich hatte dich vorbereiteter gewähnt, ich dachte, du hättest dich mit dem Gedanken, Baronin Hellenbach zu werden, längst vertraut gemacht." Er nam wieder seine triumphirende Miene an, und mit seinem selbstgefälligen Lächeln neigte er sich ihr zu und faßte ihre Hand. „Aber nun erhole dich, Liebchen, komm doch zu dir selbst! Wie, kein bräutliches Erröten? Lächle doch deinem Eugen zu, — du wirst ihm jetzt nicht allein deinen künstlerischen Ruhm zu danken haben, er wird dir auch Stand und Würde verleihen. Ah, was wirst du für eine imponirende, reizende Freifrau sein!"

Er wollte sie in seine Arme nehmen, sie küssen. Sie entwand sich ihm in heftiger Weise, fast mit Entsetzen.

„Baron, ich bitte Sie — ich — ich bin so verstört — ich kann nicht —"

„Du kannst nicht — was kannst du nicht?"

Ihr Kopf neigte sich gegen die Brust, und leise, aber bestimmt, kam es über die noch zitternden Lippen: „Ich kann nicht Ihren Antrag annehmen, ich kann nicht Ihre Frau werden.“

Nun war es Eugen, der in äußerster Betroffenheit sie anstarrte. Sie hob ihr blaßes Gesicht zu ihm empor, ihre Augen blickten flehend: „Verzeihen Sie mir, — ich bin Ihnen dankbar, von

ganzer Seele, aber gewiß, ich kann nicht, — der Titel hat mich nie gelockt, — niemals dachte ich, — niemals erwartete ich —" Ihre Gedanken schienen sich zu verwirren, sie griff mit der Hand nach dem Kopfe, als ob es da schmerze.

Er erfaßte wieder ihre Hand, als wollte er sie beruhigen, obgleich er selbst nimmer ruhig war. „Die Sache hat dich zu sehr alterirt, du bist außer dir, — ich will jetzt keine Antwort, — ich will dir Zeit lassen, dich zu fassen." Er lächelte etwas konvulsivisch, etwas gezwungen. „Morgen wirst du anderer Meinung sein; es ist nicht denkbar, daß du bei normaler Gemüthsverfassung meinen Antrag ausschlägst, es ist nicht möglich! Deine Nerven sind jetzt allzu irritirt, du bist noch angegriffen von deiner künstlerischen Leistung, du scheinst zu leiden, — auf morgen also, auf morgen!"

Er reichte ihr die Hand zum Abschiede, aber dem Lebemann war doch etwas von seiner Zuversicht abhanden gekommen, und er sah ihr noch einmal forschend ins Antlitz.

Sie hielt seine Hand fest. „Bleiben Sie! Ich bin erregt, ja, aber halten Sie mich nicht für unzurechnungsfähig, — meine Worte mögen unzusammenhängend sein, meinem Gefühle nach ist mir alles klar, — zwischen uns muß heute noch alles in Ordnung kommen, — es ist durchaus notwendig. Also —" Sie erhob sich plötzlich und stand nun vor ihm, so stolz, so schön, wie nur je. „Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir zugedacht, und für die guten Absichten, die diesen Entschluß dittirt haben mögen; aber Sie müssen verlangen, daß diejenige, die Sie zu Ihrer Frau machen, Ihnen ihr ganzes Herz entgegenbringt, und das kann ich nicht.“

Eugen erblickte bis in die Lippen, seine Hände ballten sich krampfhaft ineinander, aus seinen Augen brach eine Flamme zornigen Ingrimm's. Er hatte einen Fluch auf den Lippen, aber seine Wolerzogenheit unterdrückte ihn, und in abgerissenen Sätzen drängte sich's zwischen seinen Zähnen hervor:

„Weil Sie — einen andern lieben, — oder nicht? — Antworten Sie mir, — ich fordre dies Geständnis, — ich habe ein Recht dazu.“

Sie schüttelte den Kopf mit den schwarzen Locken. „Ich werde das Geheimnis meines Herzens nicht preisgeben.“

Er lachte höhnisch auf. „D, es wird wol nicht lange Geheimnis bleiben! Ich werde es erfahren, aber dann wehe ihm und wehe Ihnen, Elvira! Ich werde mich rächen, denn Sie haben mich in der unwürdigen Weise betrogen!"

Elvira trat in wild aufflammender Entrüstung einen Schritt zurück. „Betrogen, betrogen!" rief sie. Ihr Körper zitterte, ihre Augen sprühten, das Blut floss aus ihrem Antlitz und lehrte dann in Wogen wieder dahin zurück. „Sie können es wagen, Eugen, mir einen solchen Vorwurf ins Gesicht zu schleudern!? Sie, der Sie sich an das junge, unerfahrene Mädchen gedrängt und mit allen Künsten der Verführung um seine Liebe geworden haben! Es war Ihnen nicht gelungen, hören Sie! Niemand hatten Sie dies Herz erobert, niemals! Aber meinen Ehrgeiz hatten Sie erregt, und Sie wußten ihn ins krankhafte zu steigern. Die Kunst wurde mein einziges und höchstes Ideal, das Ziel meines Lebens, das ich erreichen mußte! Aber ich war arm, verwaist, ich sah mich verlassen von allen und alles setzte sich meinem Vorhaben entgegen. Da ergriff ich die Hand desjenigen, der sich meinen Freund nante. Wie haben Sie damals Ihre Uneigennizigkeit betont, wie oft mir zugeschworen, Sie wollten nur der Kunst, die Sie liebten, in mir eine Jüngerin zuführen, und keine Absicht leite Sie als diese, und kein andres als ein edles Interesse hätte ich Ihnen eingelöst! Eugen, ich will war sein in diesem Augenblick, ich glaube es nicht. Nein, ich glaube nicht an Ihren Edelmut, ich ahnte die Motive, die Sie leiteten; zu jung ich war, so unerfahren, ich erriet sie und ich durchschaute Sie! Aber ich wollte mein brennendes Verlangen erfüllt sehen, eine Künstlerin werden im wahren Sinne des Wortes. Ich scheute mich nicht, Ihnen List mit List, Heuchelei mit Heuchelei zu verkaufen. Ich acceptirte Ihre Hochherzigkeit und unter dieser Voraussetzung nam ich Ihre Anerbietungen an. Ich ging nach Paris, ich ließ Sie für meine Meister sorgen, ich lenkte voll Fleiß, in feberhaftem Eifer. Ich trat in die Oeffentlichkeit, ich gestiel. Sie hatten mich zum Siege geführt. Ich befand mich in einem Rausch des Glückes; mein Herz quoll über in Dankbarkeit für dessen Schöpfer. Aber ich merkte bald, daß Ihnen meine sonnige Freude, mein Glück, meine unigen Dankesworte nicht genügten, daß Sie einen andern Dank erwarteten. Und in meinem überschwenglichen Glücksgelül schien es mir, als hätten Sie ein Recht

darauf. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich nicht ganz loyal gehandelt, es schien mir, als hätte ich Sie betrogen, betrogen in Ihren Hoffnungen und Erwartungen. Es war die naive Ehrlichkeit eines Kindes. Aber das Gefühl, daß ich Ihnen soviel verdanke, legte sich wie eine Last auf meine Seele, und als eines Tages ein Wort von Ihren Lippen fiel, das Ihrer Enttäuschung Ausdruck gab, da empörte sich all' mein Stolz. Ich wollte keine Wolltaten von Ihnen, ich wollte Ihnen zurückerstatten, was Sie für mich getan; aber ich besaß nichts, und so bezalte ich denn mit dem einzigen, das ich frei vergeben durfte, mit dem höchsten, das Sie von vornherein selbst als Preis für Ihren 'Edelmut' festgesetzt und nach dem Sie immer dringlicher verlangten." — Sie stand vor ihm, hochaufgerichtet, flammend in Zorn, und ihre Brust hob sich in stürmischer Empörung und ihre Augen hatten einen vernichtenden Blick.

„Meine Schuld ist getilgt, — ich habe sie teuer bezahlt; gleichviel, sie ist gezahlt und wir sind quitt!“

Sie wante sich stolz von ihm ab. — Er war sprachlos diesem Geständnisse gegenüber, das ihm in seiner Warhaftigkeit imponirte und ihn zugleich aufs tiefste verletzte und erregte. Jetzt tat er eine unwillkürliche, heftige Bewegung, als wollte er sich auf sie stürzen. Sie wendete sich und ergriff die Glocke. Er trat einen Schritt zurück und lachte hohnvoll auf:

„O, fürchten Sie nichts, Madame, Sie haben es mit einem Gentleman zu tun. Ich verlasse Sie; und da Sie selbst meine Verpflichtungen gelöst haben, so habe ich über diesen Punkt nichts mehr zu sagen; nur eins möchte ich Ihnen klar machen, da Sie möglicherweise darüber in einem Irthum sich befinden könnten. Es gibt viele unter unsrer Lockern und frühabgelebten Jugend, die gierig darauf warten, bei Ihnen mein Nachfolger zu werden; es gibt einige darunter, die Sie vielleicht sogar heiraten würden, wenn Sie es geschickt anstellen, — wenn Sie aber meinen, Sie könnten noch das ehrliche Weib eines ehrlichen Mannes werden, desjenigen vielleicht, den wir beide kennen und

den Sie wol im Auge haben mögen, dann — irren Sie Sich Madame. Ich allein hätte Sie dazu machen können, Sie haben es verschmäht. — So lasse ich Sie denn als meine gewesene Geliebte zurück; Sie werden das ganze Odium dieser Situation zu tragen haben.“

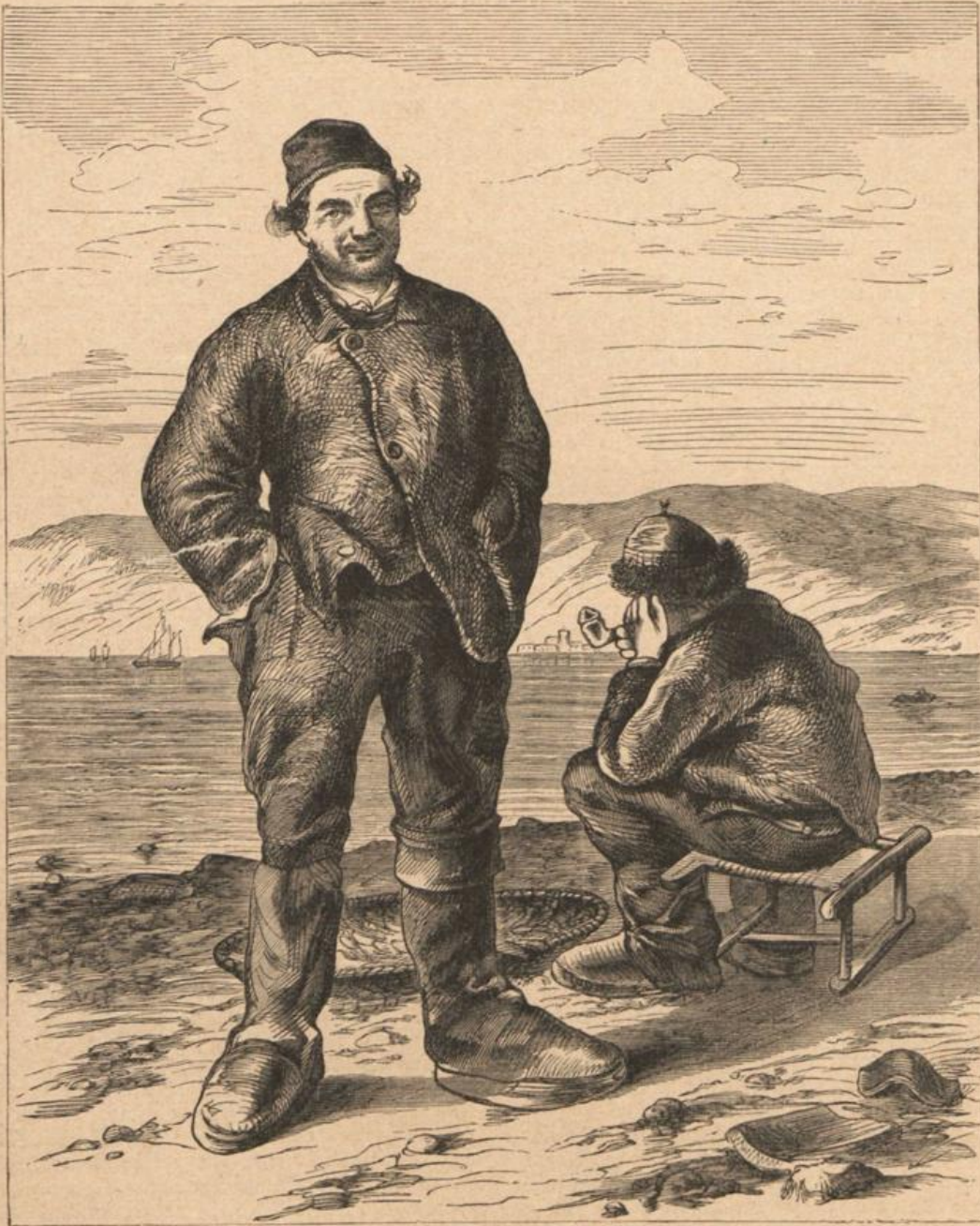
Es traf sie wie ein Dolchstoß, sie wankte, die Sinne vergingen ihr. Mit einer letzten Anstrengung über sich selbst streckte sie den Arm aus und wies nach der Thür. Er verbeugte sich tief, mit

ironischer Ehrerbietung, und verließ das Gemach.

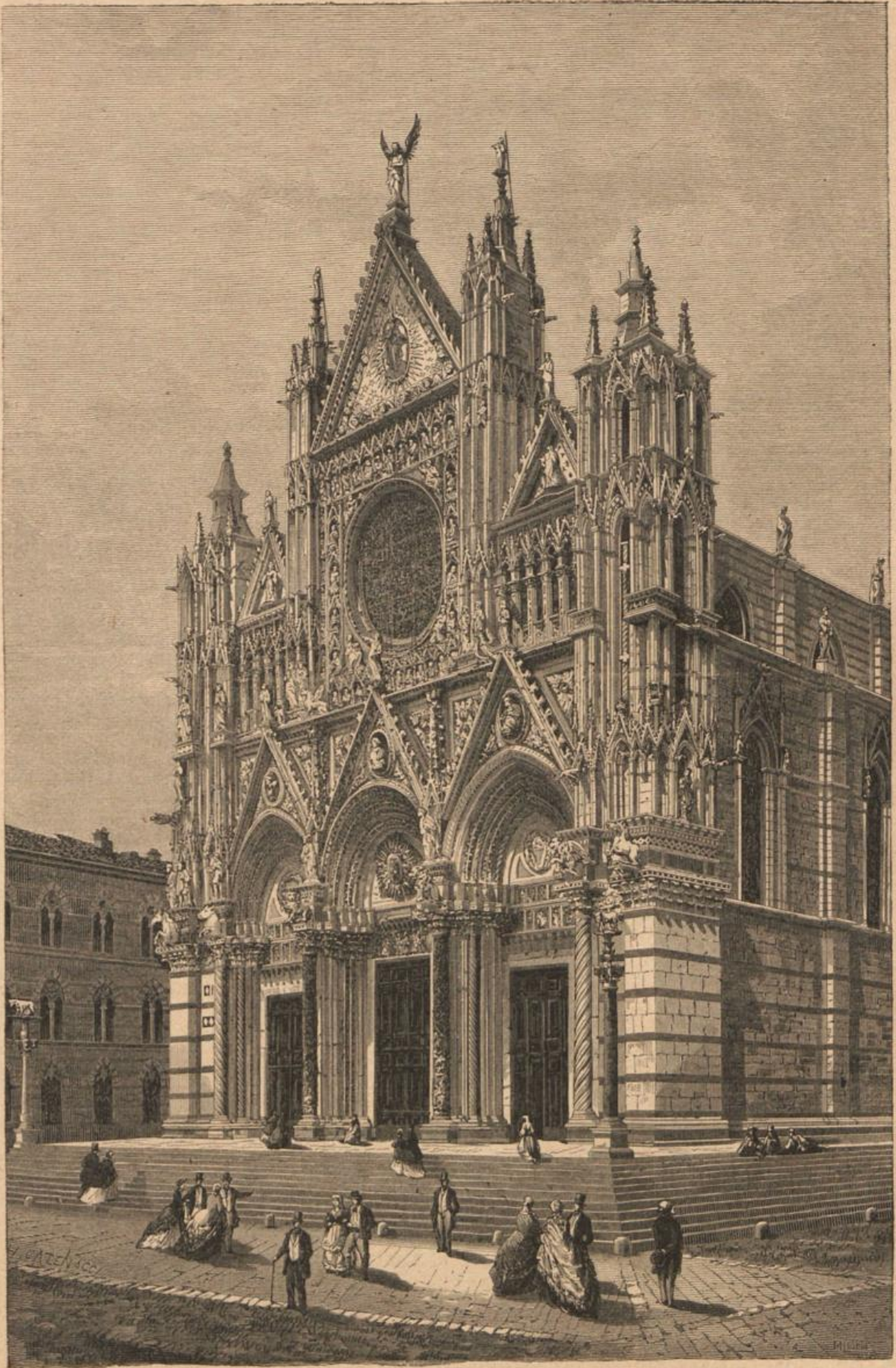
Noch stand sie aufrecht, — sie horchte seinen sich entfernenden Schritten. — Dann brach sie laut aufstöhnend zusammen. Die Qual, die Empörung, das Wehtrampfen ihr in wildem Schmerz die Brust zusammen, endlich brach sie in Tränen aus. Also entehrt für immer — und nicht das ehrliche Weib eines ehrlichen Mannes, — und nicht mehr würdig des geliebten Mannes! Und die heiße Sehnsucht nach Läuterung, nach Reinigung durch die Liebe unmöglich — und sie namenlos elend ihr Leben lang.

Sie will es noch nicht glauben, sie kann es noch nicht glauben! Und hätte sie dies Schlimmste wirklich verdient, — und hat sie ihr Herz nicht immer rein erhalten?

Was kann sie dafür, daß die heutigen Verhältnisse solche Verhältnisse schaffen und dieselben begünstigen und toleriren?! Daß sie die Frau in ihrem Abhängigkeitsverhältnis, in ihrer Unmündigkeit erhalten? Und daß diejenige, die ihre geistigen Fähigkeiten, Talente, die ihr angeboren sind, zur Ausbildung bringen will, und sich dadurch zur Selbstständigkeit durchringen möchte, dies unbestrittene Menschenrecht nur mit den außerordentlichsten Opfern erkaufen kann: durch schweres Geld, durch schwere, wahrhaft aufreibende Arbeit oder durch den Verlust ihrer Ehre?! Und wenn dadurch Leiden und Unsitlichkeiten aller Art geschaffen und dem rechtlos dastehenden Weibe förmlich aufgezwungen werden, kann man das Individuum dafür verantwortlich machen? Darf man sie dafür verurtheilen?! —



Chiosottische Fischer. (Seite 563.)



Die Katedrale in Siena. (Seite 563.)

So sucht sie nach Gründen der Selbstrechtfertigung. Sie will sich einen Schimmer von Hoffnung bewahren, festhalten ihr heiliges Anrecht auf Glück! Ach, wo war die Freude, die Bönne, die Seligkeit, die eine Stunde vorher ihr ganzes Sein erfüllte, die ihr die Zukunft, das Leben so goldig, so heiter erscheinen ließ? Wo?! (Fortsetzung folgt.)

Geschichten und Bilder aus Graubünden.

Von Dr. Max Fogler.

(Schluß.)

II.

Wer heute seinen Weg durch das Tal Bergell nimm, begegnet dort einem kräftigen Menschenschlage mit interessanten, scharfgezeichneten und ausdrucksvollen Gesichtszügen. Vor allem die großen schön gewachsenen Männer bringen einen vorteilhaften Eindruck hervor, während das weibliche Geschlecht nicht selten durch die anstrengende Arbeit und das häufige Tragen schwerer Lasten auf dem Rücken verkümmert. Die Eigentümlichkeit einer Nationaltracht sucht man heutzutage bei ihnen vergeblich; die Mehrheit der Bewohner kleidet sich in starkes, selbstverfertigtes sogenanntes Haustuch. Die Lebensweise ist noch eine ziemlich einfache; die gegenwärtige Beschäftigung hat jedenfalls einen vorteilhaften Einfluß auf die Sitten ausgeübt. Besonders rühmt man den Leuten große Arbeitsamkeit nach. Ein stolzes Selbstgefühl und der Sinn für Freiheit ist ihnen eigen; die Selbständigkeit ihres Charakters artet nicht selten in eigenwillige Rechthaberei aus. Die sie fortwährend umgebenden Gefahren einer wilden Natur haben sie vorsichtig und misstrauisch gemacht, und die Täuschungen, die ihre Vorfahren nicht selten von fremder Seite erfahren, mögen den Hang zur Verstellung, den man unschwer an ihnen bemerkt, verschuldet haben, während die Schwierigkeit des Erwerbs wol jene Liebe für das Geld herbeigeführt hat, die sich bei ihnen mit großer Sparfamkeit paart und in nicht wenig Fällen die Ursache eines ziemlich bedeutenden Wohlstandes gewesen ist. Ein streng rechtlicher Sinn ist ferner eine ihrer Tugenden; wenn man auf Diebe oder Bettler trifft, so pflegen dies nicht Einheimische, sondern Italiener zu sein. Leidenschaftlichkeit des Temperaments ist allen Talbewohnern gleich den Italienern eigen; hinsichtlich der mehr heiteren oder düsteren Grundstimmung des Gemüths findet man oft auf ganz kleinen Gebieten Unterschiede. Der Bildungsstand ist ein sehr verschiedenartiger, je nachdem die Leute in der Fremde neues gesehen und gelernt oder, an die heimatische Scholle geklebt, zäh an ihren Gewohnheiten und Sitten festgehalten und ihren Gesichtskreis nicht erweitert haben. In neuerer Zeit suchen sich viele im Auslande als Zuckerbäcker, Wirthe, Droguisten, Händler etc. ein Vermögen zu erwerben, um dann, wie so viele ausgewanderte Gebirgsbewohner, meist wieder in die Stille ihres Alpenthals zurückzukehren. Wer, der sich auch nur einmal kürzere Zeit in Berlin aufgehalten, hätte z. B. nicht von der altrenomirten Konditorei Spagnapani „unter den Linden“ gehört? — Auch diese Familie stammt aus dem Bergell. Der Name soll ursprünglich nur ein Bei- oder Uebername gewesen sein, wie die Bergeller einen solchen fast jeder Familie beizulegen lieben, und zwar für einen Zweig der alten, in dem Grenzort Castasegna ansässigen Familie Maffei, welche durch Sparen (spagnare) reich geworden sei. Mehrere der Spagnapani zeichneten sich im vorigen Jahrhundert als Hauptleute in fremden Diensten aus, und von einem derselben erzählt man, er sei mit seinen Soldaten einmal lange Zeit in einer Festung eingeschlossen und endlich sich zu ergeben gezwungen gewesen. Da habe er die drei noch übrigen Brote auf ein Fenster gelegt, und bei deren Anblick hätten die belagernden Feinde verwundert ausgerufen: „Pane, pane!“ Von diesem Vorfall soll der Beiname Spagnapani („Spare Brot!“) abgeleitet worden sein.

Die Bergeller, die daheim bleiben, finden durch den Warentransport und die Landwirtschaft Verdienst. Ihre Häuser pflegen ganz massiv gebaut zu sein, da es an Steinen nicht mangelt und der Granit sich leicht behauen läßt; die Dächer werden mit starken, schieferartigen Platten gedeckt. So zeigen die meisten Ortschaften nicht wenige ansehnliche, theils ältere, theils neuere Gebäude, während kleine, oft recht einfache Hütten im Tale und auf den Höhen verstreut unüberlügen. Das Nomadenleben, welches ein Theil der Bergeller führt, bringt es mit sich, daß manche Haushaltungen mehrere verschiedene Wohnungen haben, die sie abwechselnd benutzen; da die Leute ihre Wiesen und Weiden nämlich theils im Tale, theils auf den Höhen besitzen, so ziehen sie mit ihrem Vieh bald dahin, bald dorthin, wo sie das Heu haben, oder es begeben sich, selbst mitten im Winter, bloß ein oder ein par Mitglieder von der eigentlichen Behausung hinweg, nehmen ihre Kühe und Ziegen mit sich und bereiten auf den sonnigen Höhen Käse und Butter. Sonderbare Wohnungen finden wir in dem durch Klüften und Wildbäche besonders gefährdeten und zum Theil dreimal

verschütteten Dorfe Casaccia, wo die mit lehmiger Erde sich vermischende Rufe am Piz Lunghino sich manchmal wie ein kleiner Berg herniederwälzt. Mit solcher Masse sind nämlich mehrere, zum Theil zerstörte Gebäude angefüllt, darunter das ehemalige Kloster, in welchem die kellerartig gewordenen Räume als Stuben bewohnt werden.

Eines der hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Talbewohner bilden die Früchte der Edelkastanien. Sie werden, unter einer Laubdecke in den Hütten verwahrt, wo sie sich etwa ein halbes Jahr lang genießbar erhalten, theils zu frischem Gebrauche benutzt, theils und öfter noch in jenen Hütten gedörrt. Zu diesem Zwecke befreit man sie von ihrer stachelichten Hülse und schüttet sie auf einen Kof, wo man sie oft umrührt, während darunter ein schwaches Rauchfeuer unterhalten wird, bis die äußere und innere Schale berstet. Dann schlägt man sie in einem Sacke auf Steinplatten, damit die Schalen abfallen. Wenn sie auf diese Weise hart geworden sind, so können die ganz gebliebenen aufbewahrt und dann gekocht werden, während aus den zerstückelten ein narhaftes Mel gemalen wird. Das Kastanienlaub verwendet man sowohl als Futter für die Ziegen und Stren für das Vieh, wie als Lager für die Menschen, indem man es in Säcke stopft. Das Holz dient vortheilhaft zum Brennen, zum Bauen und zur Verfertigung von Gefäßen.

Merkwürdig ist die auch früher von den Italienern angewendete und hier besonders in dem abgelegenen Hochtale Avers gebräuchliche Zeitrechnung, nach welcher die Leute die Zeit von einem Sonnenuntergang bis zum andern als Anhaltspunkt nehmen, one diese Zeit in zweimal zwölf Stunden zu teilen. Naturgemäß werden demnach die Stunden je nach den verschiedenen Jahreszeiten verrückt. Kommt also der Wanderer beispielsweise in der Abenddämmerung nach Avers, so ist es etwa „24 Uhr“, und will er morgens ungefähr um „9 oder 10 Uhr“ weiterreisen, so muß er vor oder mit der Sonne aufstehen. Außerdem haben die Gebirgsbewohner ihre natürliche Uhr, indem ihnen die Spizen der Bergstöcke als Anhaltspunkte dienen, um, zumal im Winter und wenn es nicht allzu trüb ist, den Stand der Sonne zu erkennen. So hat man ein „Piz da mezza“, „Piz lan due“, „Piz lan tre“ etc., welche also die Zeit um Mittag, um zwei Uhr, um drei Uhr u. s. w. anzeigen.

Schulunterricht findet nur im Winter statt, und zwar in den oberen Gemeinden in einer Dauer von sechs, in den unteren von fünf Monaten, da während des Sommers und Herbstes die Kinder bei der Landwirtschaft beschäftigt werden; er geschieht in der italienischen Sprache, welche auch in der Kirche und im öffentlichen Leben sich in Gebrauch befindet, während im gewöhnlichen gesellschaftlichen Verkehr ein zum guten Teil romanischer Dialekt vorherrschend ist, den man, neben der lombardischen Mundart, auch in den wenigen vorhandenen Volksliedern des Bergells wiederfindet. Den Kirchengesang verrichtet ein gemischter Chor, nicht die ganze Gemeinde; eine Orgel ist in keinem Gotteshause anzutreffen.

Die Sitzungen des Gerichts werden in Promontogno, dem Kreisauptorte, abgehalten. Das letztere hat indes nicht viel zu tun, da besonders seit der Einrichtung des Instituts der Friedensrichter die Zahl der sonst so häufigen Prozesse sich bedeutend vermindert hat.

Besondere Sitten und Gebräuche sind nur noch wenige vorhanden. Neben den nicht sehr häufig veranstalteten Belustigungen durch Spiele und Tänze, die nach einfachster Musik stattfinden, wollen wir hier nur noch das in übermäßigem Grade bei Hochzeiten übliche Schießen erwähnen und auf den Gebrauch hinweisen, daß bei solchen Anlässen die jungen Burschen in Gemeinschaft mit dem Pfarrer den Bräutigam abholen und in das Haus der Braut begleiten, von wo dann der Zug nach der Kirche geht. Nachher pflegt man dem Wein und den Speisen tüchtig zuzusprechen und das Fest am Abend durch Tänze zu beschließen. In den Ortschaften vom Comersee bis ins Engadin hat sich unter den Kindern noch die von den Römern herkommende Frühlingsfeier am ersten März erhalten („Calendae Martii“, — italienisch „Le Calende di Marzo“). An jenem Tage ziehen die Knaben, die größeren mit Soldatenmützen, Säbeln und Fahnen, die kleineren mit Glöckchen oder mächtigen Kuhschellen versehen,

in militärischer Ordnung durch die Dörfer. Durch das Lärmen wollen sie den Frühling verkündigen, obgleich sie dabei oft noch im Schnee waten müssen. Indem sie manchmal eine Deklamation zum besten geben, sammeln sie von Haus zu Haus Gaben in Naturalien oder Geld und verteilen diese dann unter einander oder laden für den Nachmittag die Mädchen zum Feste ein. In einem Hause verzehren dann die Kleinen die erhaltenen Kastanien, Nüsse etc. und trinken Rahm oder ein Gläschen Wein dazu.

An den Winterabenden, namentlich am Sonntag, halten die meist aus gemischten Chören bestehenden Singgesellschaften — für Männerchöre selten infolge der häufigen Auswanderungen vieler jungen Leute oft die nötigen Stimmen — ihre regelmäßigen Uebungen ab, und dann und wann finden kleine Gesangsfeiern statt.

Ervähnenswert sind weiter noch die heiteren Gelage, welche man in den Weinkellern, den sogenannten „Grotten“, von Bondo und Castafagna an Herbstsonntagen beobachten kann. Namentlich wenn der Wein gegen Cleven (Chiavenna) hin gut geraten ist, pflegen sich die Unterbergeller hier zu belustigen. Diese Grotten sind natürliche Felskeller, in denen die wohlhabenden Familien ihren Wein aufbewahren, in deren manchem oder in den darüber gebauten Zimmern, sowie auf den Plätzen ringsum aber auch zugleich das köstliche Getränk versenkt wird. Man sitzt da heimelig an steinernen Tischen beisammen, oder auf einer kleinen Terrasse im Schatten der Kastanienbäume, und genießt den herrlichen Anblick auf die besonders in Abendbeleuchtung unbeschreiblich schöne Landschaft. In der Nähe des Dorfes Castafagna bilden sich unter den Kastanienbäumen die Grotten durch allerlei größere und kleinere Felsklüfte und Spalten, welche erweitert und in Keller verwandelt worden sind, in denen eine dem Weine zuträglich Kühle herrscht.

Mit besonderer Vorliebe wird das Schützenwesen gepflegt, und außer bei den dann und wann stattfindenden Schießübungen trifft man tüchtige Schützen auch bei der Wildjagd. Es gibt in den einzelnen Gemeinden immer einen oder mehrere Jäger, die sich eines besonderen Rufes erfreuen; so vor einigen Jaren und vielleicht jetzt noch namentlich Pietro Soldani in Stampa, Giovanni Gianotti in Montaccia und Giacomo Scartazzini in Promontogno.

Soldani, ein mehr als Sechzigjähriger, der sich immer durch große Geistesgegenwart, Intelligenz und Geschicklichkeit in verschiedenen Arbeiten auszeichnete, war von großer und breiter Gestalt und steter Körperkraft. Er hatte sich im Jägerhandwerk schon früh, als die Gemsen im Bergell noch häufiger waren als jetzt, wo sich ihre Zahl auch hier bedeutend vermindert, geübt. In seinem 17. Jare schoß er die erste Gemse, im dritten Jare seines Jägerlebens schon 18 Stück. Im ganzen soll er 1100 bis 1200 dieser Tiere heimgebracht haben; einmal erlegte er in einem Jare allein 49, zweimal in einem Tage 4, öfters drei und wiederholt 2 durch einen Schuß. Gianotti erschien einige Jare jünger als der vorgenannte, ebenfalls ein großer, starker und überaus gesunder Mann. Gleich jenem geschickt in allen Arbeiten, machte er den Eindruck eines gutherzigen, verständigen und fleißigen Menschen. Er hatte bis vor einigen Jaren 700—800 Gemsen, dreimal 4 in einem Tage und ebenfalls schon oft zwei mit einem Schuß erlegt.

Der in Thusis (ein am Eingange der Via mala äußerst romantisch gelegenes Dörfchen) ansässige Pfarrer Dr. Lechner erzählt in seinem interessanten Werkchen über das Bergell folgendes. „Beide Jäger (Soldani und Gianotti) waren stets treue Gefährten und teilen dann übergemäß den Gewinn. Selten bleiben sie mehr als zwei Tage aus. Sie treiben die Jagd meist blos nebenbei, nicht professionsmäßig. Ihre Ausrüstung ist äußerst einfach; von Fußeißen, Haken, Eisen am Stock, Steigseilen und dergl. keine Spur. Hellgraue Kleidung, ein ledernes Ränzlein mit etwas Brot, Käse und Fleisch (selten auch Spirituosen), ein Doppelstutzer mit genug Munition und ein leichter, nicht sehr langer Stecken ist alles, was sie mit sich nehmen. Fest und sicher schreiten sie so über die steilsten Halben und Schneeflächen, erklimmen kaltblütig Zinnen und Facken am Rande schwindelnder Abgründe oder springen über weite Klüfte. Vor Sonnenaufgang pflegen sie in den Gemseviere zu sein, trennen sich dann oft und treffen abends an bezeichneten Stellen wieder zusammen. Sie schießen zwar sicher auf weite Distanzen und selbst im Laufe, trachten jedoch den Tieren möglichst nahe zu kommen, ja, ist der Wind günstig, so unterlassen sie es, auf mittlere Entfernung zu schießen und scheuen selbst weite Umwege nicht, um näher zu sein.

Dann fordert aber jeder Schuß sein Opfer. Auf den Schultern zwei Gemsen, an den Tragriemen der Tasche befestigt, betreten sie noch Pfade, die dem gewöhnlichen unbeladenen Bergsteiger schwer zugänglich wären. Soldani, wenn er allein ist, kehrt in der Regel früh nach Hause zurück, Gianotti spät. Jener macht sich, wenn der Mittag eine besondere Aussicht vorbeist, auf den Heimweg; dieser versucht oft noch bei Sonnenuntergang sein Glück. Sie gingen öfters auch auf einige Tage ins Ober-Engadin (Rosseg- und Fergal). Andere als Scartazzini namen sie nur ausnahmsweise mit sich.“

Von seinen vielen Abenteuern erzählt Soldani selbst u. a. das folgende: „Ich jagte im Spätherbste am Piz Duan und verwundete gegen Abend zwei Gemsen. Da ich aber nicht mehr Zeit hatte, sie bei dem tiefen Schnee zu verfolgen, wollte ich es am andern Morgen tun und trat den Heimweg an. Ich mußte über eine steile, verkrustete Schneefläche schreiten, wobei ich mit den Füßen fest einstampfte. Plötzlich bricht der Schnee los, es bildet sich eine Lavine, und ich stürze mit hinunter. Eine Zeit lang kann ich mich stehend halten, indem ich von einer Scholle zur andern springe. Bald faßt mich aber eine solche am Rücken, ich falle und weiß nichts mehr von mir, bis ich mich ersinkend füle und mir durch einen starken Ruck mit dem Kopfe Luft verschaffe. Zum Bewußtsein gekommen, liege ich mit dem Gesichte abwärts, der Körper im Schnee fest, die Arme mit den Riemen des Stuzers und Waibjackses zurückgebogen. Mit aller Mühe arbeite ich mich heraus und erkenne nun, daß ich mitten im Val Camp bin. Mit der Lavine war ich über haushohe Felsen heruntergestürzt, — eine Strecke, zu der man aufwärts eine Stunde braucht. Der Stutzer war ganz ruiniert; ich fülte überall Schmerzen, besonders in der linken Hüfte, und nach einem sauern Gange war ich nachts 11 Uhr zu Hause.“ Ein anderes mal rutschte er ebenfalls mit losgebrochenem Schnee dem Rande eines tiefen Abgrunds entgegen, während eine Lavine ihm nach eilte; plötzlich aber stand sein Stock, in eine Felsspalte eingeklemmt, fest, die Lavine rollte an ihm vorüber, und der Jäger war wie durch ein Wunder gerettet.

„Einmal verwundete er“ — so wird weiter von ihm berichtet — einen schönen Gemshock tödlich, und dieser legte sich auf einem Plätzchen an einer Felswand ganz nahe unter ihm nieder. Da derselbe nicht verendete und Soldani nicht schießen wollte, ließ er sich herunter und packte ihn mit der Linken an den Hörnern, um ihm mit dem Messer das Blut zu nehmen. Der Bock drückt sich aber gegen die Wand und stößt somit den Jäger hinaus auf den Rand des Abgrundes. Dieser, um sich zu retten, sucht jetzt das Tier hinabzustürzen, doch dabei färt ihm die Spitze eines Hornes in die Hand. So hängt der Bock über dem Abgrunde, und der Jäger kann sich nicht losmachen. Da hat er noch so viel Kraft, das Tier schwebend zu halten, während er ihm mit der rechten Hand den Todesstoß gibt, so daß er es endlich an sich ziehen kann. — In Rosseg fiel er einst bald nach Tagesanbruch in eine tiefe Gletscherpalte, one hoffen zu können, daß Freund Gianotti seine Spur finden werde. Mit großer Besonnenheit und Ausdauer arbeitete er sich durch Einhauen von Stufen empor, kam erst nachmittags 4 Uhr wieder ans Tageslicht und hatte seinen Stutzer nicht im Stiche gelassen.“

Scartazzini ist, wie schon im vorhergehenden angedeutet, zuweilen der Jagdgefährte Soldanis und Gianottis, besonders wenn man im Engadin jagte, gewesen. Früher war er Lieutenant bei den bündner Scharfschützen und beschäftigte sich dann meist mit der Landwirtschaft. Er war, im Anfang der siebenziger Jare schon fast im Greisenalter stehend, untersezt und sehr ausdauernd, übrigens bedächtig, phlegmatisch und schüchtern. Seine Ruhe und Kaltblütigkeit in der größten Lebensgefahr, sowie seine Kunst im Treffen auf weite Distanzen wurden ganz besonders hervorgehoben, und man pflegte von ihm zu sagen, daß jede seiner Kugeln Blut mache. Beim Gemeindegießen trug er in der Regel die erste Prämie davon. Auch er hatte eine große Anzahl Gemsen erlegt, bis fünf in einem Tage und bis siebenzehn in einer Woche. Einmal verkletterte er sich, eine angeschossene Gemse verfolgend, in der Nähe von Vicosoprano dermaßen, daß er erst am andern Morgen durch Soldani gerettet zu werden vermochte.

Ueberhaupt wird in der Bondasca (ein stark bewaldetes, felsenumschlossenes Seitental der Bergells), wo Scartazzini wohnt, dem edlen Waldwerk fleißig obgelegen, da man hier noch häufiger als in den anderen Teilen Graubündens Gemsen und Bären antrifft. Auf die Jagd- und Schonzeit pflegt man dabei nicht allzu ängstlich Rücksicht zu nehmen.

Das Opfer einer geistlichen Intrigue.

Eine Historie aus der Zeit der Hexenprozesse, von J. S.

Urban Grandier war der Liebling der Frauenwelt von Loudun, einem Städtchen im ehemaligen Poitou. Er hatte aber auch alles, um einen Frauensinn zu betören. Eine feine, vornehme Gestalt, kraftvoll und doch der Zierlichkeit nicht entbehrend, stark und nicht weniger elegant, — ein geistvoll geschnittenes Gesicht, auf dessen klarer Stirn Klugheit leuchtete, — der Mund weich und voll, die Augen reich an Feuer, — kurz, er vereinigte in sich alle Vorzüge einer körperlichen Schönheit, welche nicht nur in der Feinheit und Harmonie der Formen bestet, sondern durch Geistesvorzüge erst das ware Leben empfangen hat. Ihr Besitzer war sich dieser Vorzüge wolbewußt und suchte dieselben durch eine ungemein reiche und geschmackvolle Tracht in ein noch günstigeres Licht zu setzen, was ihm auch vollkommen gelang, und wenn dazu noch das Spiel seiner Augen kam, die plötzlich entflammend sich starr auf die Schönheit eines ihm begegnenden Weibes hefteten, dann konnte es vorkommen, daß dieses verwirrt stehen blieb, von dunklem Purpur das Gesicht überströmte, und von dem Augenblicke an brennende Liebe im Herzen trug. Es blieb daher auch nicht aus, daß dieser schöne Mann zuletzt eine ganze Reihe von galanten Abenteuer verzeichnen konnte, welche ihm den bitteren Haß verschiedener Ehemänner, Väter und Brüder der guten Stadt Loudun zugezogen hatten. Bei den Liebestaten des neuen Don Juan war nur ein Haken. Urban Grandier war — Priester, Vorsteher des Pfarramts zum heiligen Petrus an der Grenze von Loudun und Besitzer einer Präbende an der Kirche zum heiligen Kreuze, reiche, bedeutende Aemter, die ihm trotz seiner Jugend verlichen waren, denn er war aus guter Familie und bei den Jesuiten in Bourdeaux erzogen, welche ihn wegen seines hervorragenden Verstandes sehr hoch schätzten und in ihm einen guten Streiter für ihre Zwecke und Ziele glaubten herangezogen zu haben. Urban Grandier erwarb sich bald Ruf als vorzüglicher Prediger, — feurig, gedankenvoll und von nie versagendem Esprit, dem alle Waffen, vom liebenswürdigen Humor bis zur verwundenden Ironie, zum beißenden Sarkasmus zu Gebote standen, verstand er es, die Herzen der Zuschauer mit sich fortzureißen, — und da er die Blitze und Schwerte dieser seiner Beredamkeit oft gegen die umliegenden Brüderschaften und Mönchsklöster richtete, so schwoll auch im Herzen dieser Mönche, welche ihn wegen seines reichen Amtes sowieso schon beneideten, gar bald neben grimmigem Neid ein noch grimmigerer Haß, der, anfangs versteckt, um so tiefer Wurzel faßte. All' dieser Neid und diese versteckten Angriffe rührten aber den Sinn Urbans auch nicht im geringsten. Ein stolzer, selbstbewußter, hochfahrender Charakter, trozig und verächtlich gegen jeden Feind, glaubte er alle Gegnerschaft verachten zu können; wehrte sich ein Gegner, so schärfte er nur die Bitterkeit in den Ausfällen gegen ihn, steigerte sich der Hohn und die Ueberlegenheit, mit denen Grandier ihn behandelte.

Seine Feinde waren zahlreich und mächtig, und alle hatten triftige Gründe, ihn auf jede Weise zu verfolgen. Zuerst Trinquan, der Procurator des Königs, dessen bedauernswerte Tochter zu tief in Grandiers Feuerangen geschaut hatte und von der ganz Loudun munkelte und spöttelte, daß sie heimlich mit einem Kindlein niedergekommen sei. Dann Johann Mignon, Domherr von der Kollegialkirche zum heiligen Kreuze zu Loudun und Beichtvater im Kloster der Ursulinerinnen daselbst, der, ebenso wie der Priester Mounier, einen Prozeß gegen ihn verloren hatte und gleich diesem von dem glücklicheren und übermütigen Gegner bei jeder Gelegenheit mit scharfen Wizen und Spötteleien überschüttet wurde. Barot, der einflußreiche und vermögende Präsident der Oberen, haßte ihn wegen einer verächtlichen Behandlung, die ihm Grandier hatte zuteil werden lassen, und ein großer Anhang von Schwarzozen, die von der Gunst des Mannes etwas erhofften, folgte ihm darin, während Meneau, der königliche Advokat, in dem Priester einen glücklicheren Nebenbuler in der Gunst der Geliebten sah. Das waren die Führer, welche in jeder Weise Grandier zu entfernen wünschten.

Man klagte ihn der Bulerei, der Verführung von Frauen und Mädchen an, und da man es gleich im Anfang verstand, den Bischof von Poitiers gegen ihn aufzustacheln, vor dessen Gerichtsstuhl er gewiesen wurde, so schien die Sache eine schlimme Wendung für ihn nehmen zu wollen. Dennoch, obwohl er bereits ins Gefängnis geführt worden und man überall schon seine Stelle als

erledigt betrachtete, — trug er einen neuen Sieg über seine Feinde davon. Die treue Verschwiegenheit, welche der Pfarrer vom heiligen Petrus in seinen zarten Herzensgeschichten trotz aller gegnerischen Mittel bis an sein Ende bewarte, wurde von den Frauen und Mädchen erwidert, und nichts kompromittirendes kam über die Lippen dieser schönen Sünderinnen, und als zuletzt das Appellationsgericht von Poitiers, sowie der Erzbischof von Bourdeaux, welcher Urban freundlich gesint war, sich in die Sache mischten, als in den Aussagen der Zeugen Widerspruch auf Widerspruch sich offenbarte und einige ganz widerriefen, wurde er von allen Anklagen freigesprochen und in seine sämtlichen Aemter wieder eingesetzt.

Jetzt wollte er nicht eher ablassen, als bis alle seine Feinde vor Gericht gezogen und sie ihm jeden Schaden, den sie ihm zugefügt, jeden Nachteil erstattet und gebüßt hätten. Aber diese waren zahlreicher und in ihren Rabalen raffiniert erfinderischer, als er.

Das Kloster der Ursulinerinnen zu Loudun, welches erst vor kurzem, im Jahre 1626, gegründet worden, befand sich in sehr misslichen Umständen. Die Almosen und Spenden flossen nur sehr spärlich in den mageren Klosterkessel, und mit Bekümmernis sah man, daß trotz aller Frömmigkeit und Heiligkeit die irdische Belohnung, welche da in reichgestickten Messgewändern und sonstigen schönen Geschenken bestet, ausblieb. Die Klosterzucht schien gerade nicht die strengste zu sein. In den langen Hallen und Gängen wurde es nachts lebendig, die jungen Novizen und Kostgängerinnen vergnügten sich daran, in langen, weißen Gewändern spülen zu gehen und die Mitgefangenen, als Vater Rouffaut, welcher früher der Beichtvater des Klosters gewesen, in sanfte Furcht zu versetzen. Johann Mignon, der, wie wir schon erwähnt, Nachfolger dieses Vaters geworden war, sah diesen unschuldigen Spielern nicht ungern zu, — glaubte er doch, daß Herz seiner Beichtfinder auf diese Weise zu größeren Taten vorbereiten zu können. Geisterpud und Teufelspud sind nicht allzuweit von einander entfernt, und wenn die Nonnen so trefflich Geisterlein zu spielen verstanden, mit den Geistern so guten Umgang pflegten, warum sollte nicht auch einmal, kalkulierte Mignon, Beelzebub durch den Kamin niederfahren und sich der schönen Nonnen bemächtigen? Beseffenheit war an der Tagesordnung, Teufelspakte ein beliebter Modeartikel, und hinter jedem, das etwas über das allzugewöhnliche hinausragte, witterte der abergläubische und furchtsame Böbel die Klauen und Hörner Sr. höllischen Majestät. Die Hexenprozesse standen im Flor, die Beseffenheit war damals eine ganz besondere Art von Heiligkeit, und in Klöstern, wo man so glücklich war, ein oder mehrere Beseffene zu halten, bemerkte man es bald an den täglich mehr anschwellenden Geldsedeln, wie mit dem Teufel zugleich der Segen des Reichthums einzulehren pflegte. Konnte man es da den armen Ursulinerinnen alszusehr verübeln, wenn sich in ihren Herzen dann und wann das Verlangen regte, es möchte Beelzebub auch ihr Kloster mal mit einem Besuche beglücken!

Und so kam es! Am 11. Oktober 1632 erschien ein Pfarrer Granger, vor dem Amtmann Wilhelm von Cerisay de la Guerrièr und dem Civillieutenant Ludwig Chauvet und forderte dieselben auf, mit ihm zu gehen, da im Kloster der Ursulinerinnen der Teufel eingekehrt sei. Man folgte begierig, um sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen; sollte doch eine der Nonnen Latein sprechen, eine Sprache, die sie vorher nicht gefant habe. Johann Mignon als Beschwörer empfing die Ankömmlinge im weißen Priesterkleide, mit dem Messgewande angetan. Die Superiorin, eine der schönsten Frauen des damaligen Frankreich, und eine Laienschwester Clara waren die Unglücklichen. Sie befanden sich, von einem Priesterstab umgeben, auf ihrem Zimmer im Bette, und kaum hatten die Magistratspersonen das Zimmer betreten, als der böse Geist sich auch schon regte und seine Opfer zu wilden Verrentungen und Verzückungen trieb. „Warum bist du in den Körper dieser Jungfrau gefahren“, beschwor Mignon auf lateinisch, und die Superiorin antwortete ebenso: „Aus Rache!“ — „Durch welchen Vertrag?“ — „Durch Blumen.“ — „Was für Blumen?“ — „Rosen.“ — „Wer fante dieselben?“ — Pause. Mignon ließ einen triumphirenden Blick über die Versammlung gleiten, endlich antwortete der Teufel „Urban.“ — „Welcher Urban?“ — Mignon reckte sich auf. „Grandier“ antwortete Satan wiederum nach einiger Pause. „Sein Stand?“ — „Priester.“ — „Von welcher

Kirche?" — „Von der des heiligen Petrus.“ — „Welche Person hat diese Blumen gebracht?" — „Eine teuflische.“

Der Teufel der Schwester Clara war weniger gelehrt und mußte sich meistens auf das Zeugnis des Kollegen berufen, überhaupt durften neugierige Fragen nicht zugelassen werden, und als sich daher der Magistrat zuletzt kopfschüttelnd entfernte und die Nachricht von der Beseßtheit der Ursulinerinnen sich im Städtchen verbreitete, traf dieselbe in den besseren Kreisen mehr auf Spott und Gelächter, als frommen Glauben. Die bösen Spötter und Lächer sprachen ganz offen aus, daß das ganze ein Macheverf Mignons sei.

Man verbot deshalb am anderen Tage dem Mignon, selbst ferner zu beschwören, da er in offener Feindschaft mit Grandier stehe, worauf Mignon still schwieg und nur hervorhob, daß der andere Beschwörer Barré bereits herausbekommen habe, der Teufel heiße Astaroth und der Teufelspakt Grandiers sei in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag um 2 Uhr von einem Mädchen auf die Straße geworfen.

Jetzt stand Urban Grandier von seiner kühlhöhnischen Beobachtung ab und protestirte energisch gegen die Verläumdungen, indem er auf die offenbare Feindschaft Mignons hinwies; er verlangte parteilose Beschwörer und getrennte Befragung der Nonnen, die man einzuziehen müsse, — zuletzt vom Amtmann ein Protokoll über all die Vorgänge, die noch stattfinden würden.

Die Nonnen schwiegen einen Monat still, um sich auf neue Großtaten vorzubereiten, — aber man hörte im stillen, daß neue böse Geister eingetroffen wären. Vergebens verbot der Amtmann die Fortsetzung der Beschwörungen, — man antwortete, daß er als Staatsdiener Eingriffe in die bischöflichen Rechte tue, vergebens drang er darauf, die Nonnen einzeln einzuziehen, — die Superiorin protestirte mit aller Macht dagegen auf Grund der Klostergeleibde.

Barré, den man im Verdacht hatte, den Nonnen vorher alle Antworten eingegeben zu haben, beschwor mit den heiligsten Eiden seine Unschuld, — leider schien Asmodeus — so sollte der neue Teufel heißen — diesmal besonders wenig aufgelegt zu sein, denn sein Latein war zuerst etwas monoton, stets dieselbe Antwort, und außerdem noch lästerlich falsch.

Der Civillieutenant drang auf die Beweise von warer Beseßtheit, wie sie im Ritual vorgeschrieben seien, Kenntnis fremder Sprachen und Kenntnis von solch verborgenen Dingen, von denen die Superiorin unmöglich eine Ahnung haben konnte.

Die traurige Niederlage, die seine Feinde daher erlitten, gab Grandier Gelegenheit, ein neues und sehr scharfes Memorial einzureichen, in welchem er mit bitteren Worten auf die Tücken seiner Gegner hinwies, von neuem Einziehung der Nonnen verlangte und strenge Geißelung derselben nach den Vorschriften der Kirche. Der Amtmann hätte gern die dringenden Wünsche Grandiers erfüllt, da er von dem Betrüge vollkommen überzeugt war, aber da die Nonnen nur der geistlichen Gerichtsbarkeit gehorchen wollten und er den Zorn des Bischofs fürchtete, so berief er die Bürger von Loudun zu einer Versammlung, in welcher beschlossen wurde, die ganze Sache dem Bischof von Poitiers und dem Generalprokurator von Frankreich anheim zu stellen. Letzterer aber antwortete, sich in die Sache nicht mischen zu wollen, ersterer trat, wie schon früher, auf die Seite des Mignon und Barré, und die Halsstarrigkeit dieser letzteren gegen die weltliche Gerichtsbarkeit des Amtmanns wuchs zur offenen Widersetzlichkeit. Zuletzt sollte aber auch diesmal der Erzbischof von Bordeaux zur rechten Zeit eingreifen. Er sandte seinen Arzt in das Ursulinerinnenkloster, die Sache genau zu untersuchen, und auf das Gutachten desselben, der keinerlei Zeichen von Beseßtheit bei den Nonnen entdecken konnte, verordnete er die Einziehung der Nonnen, scharfe Beobachtung derselben bei Tag und Nacht durch seine Aerzte, Zuziehung des Amtmanns und des Kriminallieutenants bei den Beschwörungen und schließlich zwei neue Patres, welche abwechselnd mit Barré diese letzteren vornehmen sollten.

Auf diese Anordnungen hin schwiegen die Teufel vollständig, Barré zog sich zurück von dem Schauplatz seiner Taten, und ganz Frankreich, soweit irgendwelche Einflucht verbreitet war, sah mit Berachtung und Abscheu die feindselig gesponnenen Pläne Mignons und seiner Anhänger. Das Kloster verlor seine Kostgängerinnen und erhielt keine neuen, der alte Zustand der Armut schien bedrohlicher und finsterner wieder heranzuziehen, und die Superiorin mochte mit Schrecken bemerken, daß sie zum Gespötte der Welt geworden war. (Schluß folgt.)

Aus Deutschlands schlimmster Blut- und Eisenzeit.

Historische Novelle von Carl Cassan.

I.

So lohnt ihr treue Dienste? — Glaubt mir, es kommt der Tag,
Wo keiner euch als Diener, als Freund euch dienen mag.
(Alte Ballade.)

Unser Weg führt uns in ein stilles Zimmer der Hofburg zu Wien.

„Aber ich bitte Eure kaiserliche Majestät, doch gnädigst bedenken zu wollen, daß die Güter bereits seit dreißig Jahren im Besitze des Klosters St. Ursula und unsrer Gesellschaft sind; unmöglich kann die Kirche dieselben herausgeben!“

Ein echter Kuttenträger war es, der diese Worte dringend, aber doch bescheiden zu dem vor ihm stehenden Manne in schwarzer, spanischer Kleidung sprach, den nur eine breite, weiße Kravatte und eine goldne Kette auszeichnete. Er selbst, der Sprecher, kennzeichnete sich noch durch seine Tracht und den eigentümlichen, breiten, schwarzen Hut unter dem Arm als ein Glied der Gesellschaft Jesu, die damals viel mehr als heute die ganze Erdkugel umspannt hielt und ihre Hände in alles mischte. Das rote Käppchen bezeichnete ihn außerdem als Kardinal.

„Wenn Eure Eminenz meinen,“ entgegnete der Herr in Schwarz, „so behält St. Ursula seine Güter; — aber was geben wir dem Grafen?“

Hier mengte sich ein anderer Geistlicher in das Gespräch, der den niederen Graden, aber ebenfalls der Gesellschaft Jesu angehörte:

„Majestät sind gegen diesen — verzeihen Hochdieselben allergnädigst den Ausdruck, gegen diesen Parvenu zu gnädig. Ist es nicht genug, daß er legitimirt worden ist? Er ist ein unruhiger Kopf, dem die Güter vielleicht gar das Hirn verdrehen möchten, und vollends kann doch die Kirche nicht herausgeben, was sie mit Recht besitzt!“

„Die Kirche behalte die Güter!“ entschied der Schwarze nach

einer Weile. „Aber sagt mir, Herr Vater, was geben wir dem Mansfeld? Er ist doch ein tüchtiger Offizier.“

Die beiden Geistlichen tauschten schnell Blicke des Einverständnisses. Hierauf nam die Eminenz wieder das Wort:

„Eure Majestät können Sich ja noch besinnen; man braucht den Brausekopf ja nicht gleich zu empfangen. Komt Zeit, komt Rat!“

„Ihr habt recht, Eminenz. Ich werde Befehl geben.“

Jener schwarzgekleidete, in den Händen der Jesuiten und Pfaffen wie Wachs knetbare Mann, durch dessen schwarzes Haar die ersten Silberfäden liefen, dessen scharfgezeichnete Gesichtszüge und adlerartige Nase ihn als einen echten Habsburger kennzeichneten, war niemand anders als Ferdinand der Katholische, Kaiser von Deutschland; die Eminenz entpuppte sich als Kardinal Conti, außerordentlicher Gesandter Seiner Heiligkeit des Papstes, den Kaiser zu dem eben erfochtenen Siege über Friedrich von der Pfalz zu beglückwünschen; der dritte war der allmächtige Vater Althöfel, des Kaisers Beichtvater.

Ferdinand klingelte und gab dem eintretenden Kammerherren von Thorn den Befehl:

„Graf Mansfeld wird abgewiesen, wenn er kommt; ich bin zu sehr beschäftigt!“

Der Angeredete verneigte sich, jedoch nicht ohne einen Seitenblick auf die Geistlichen zu werfen, deren Gesichter im Triumph erglänzten. Der Kaiser aber griff zum Brevier und sagte:

„Zur Messe, meine Herren!“

Er trat durch eine kleine Thür, auf welchem Wege ihm die beiden Geistlichen folgten.

In demselben Augenblick ertönte im Vorzimmer lauter Lärm. Thorn horchte eine Weile, dann öffnete er die Thür, um hinauszuschauen, als sich auch schon im Namen derselben ein im höchsten Grade aufgebracht Mann zeigte. Bei Thorns Anblick schrie er:

„Ha, und wo ist Seine Majestät denn, zum Teufel?! Bin doch von ihr auf heute hierher bestellt, um die meinem Vater von den Pfaffen gestohlenen Güter bei Lüttich wieder zu erhalten. Die Majestät ist zu sehr beschäftigt, mich zu empfangen? — Was? Beim Satan, ich will mein Recht! — Haben die spitzbübischen Pfaffen den Kaiser doch wieder beschwagt? Die Donnerbüchse soll zwischen dieses Ottergezichts schlagen!“

Dabei schlug der Aufgebrachte an den breiten Pallasch, der klirrend an seiner Seite rasselte.

Der Sprecher war ein kleiner, aber untersehter und kräftiger Mann. Das Gesicht war edel geformt, Sprache, Benehmen, Kleidung echt soldatisch. Der Kopf war bedeckt mit einem breiten, goldbordierten Schlapphut, auf dem rote und weiße Federn prangten; der gelbe Waffenrock, über dem er ein Ledertoller trug, ließ das Silberbandelier, das ihn als kaiserlichen Offizier kennzeichnete, noch schärfer hervortreten. An seinen Füßen sahen gelbbraune, hohe Reiterstiefeln, an welchen mächtige Sporen klirrten.

Thorn wehrte seinem Hornesausbruch mit einer Handbewegung. „Seine Majestät sind in der Messe!“

Der Bornige aber schrie:

„Ach was! Messe hin, Messe her; sollte sich lieber um die Regierung seiner Lande bekümmern! Habe da unten in Flandern schöne Dinge gesehen! Poß Blix und Wetter, dürft' ich dazwischen faren!“

Thorn beruhigte den Aufgebrachten:

„Damit ändert Ihr nichts, Graf Mansfeld; der Althöfel hat Seine Majestät wieder herumgebracht; die Restituierung Eurer Güter war schon unterzeichnet, heute will man Euch aber noch nicht empfangen. Ihr wißt, ich kann nichts tun; die Pfaffen sind allmächtig. Aber leise, leise, Mansfeld, draußen wachen die Pagen!“

„So habe ich keine Aussicht?“

Thorn zuckte die Achseln. „Wenn vorhin von Eurer Sache die Rede war, — auf dem Gesichte des Italieners, wie auf dem des Althöfel lag soviel Triumph, daß ich schwerlich glaube.“

„Gottes Blut! Ist das der Lohn für meine treuen Dienste in Flandern, für mein vergossenes Blut, für meine Wunden? Da müßt' ich mich schämen, der Mansfeld zu heißen!“

Dabei stampfte der Bornige klirrend den Boden, riß das Bandelier von der Brust, warf es auf die Erde und trat es mit Füßen: „Versucht sei auf ewig des Kaisers Dienst! Er soll mich kennen lernen, der Wortbrüchige! Jetzt gehe ich zu den Protestanten; sie sind treu und werden meine Treue zu würdigen wissen. Addio, Thorn, grüßt Ferdinand, den Pfaffenknecht, und sagt ihm, er solle von mir hören!“

Damit stürmte er fort, durch Vorzimmer und Korridore laut klirrend und rasselnd die Treppe hinab, schwang sich auf sein von einem Diener vorgeführtes Ross und ritt davon.

Der Davoneilende war Graf Ernst von Mansfeld, der natürliche Sohn Peters von Mansfeld, Statthalters von Luxemburg, einer der tüchtigsten Offiziere der spanisch-niederländischen Armee des Kaisers; die Ehe des Vaters hatte der Kaiser um der Verdienste des Sohnes willen für legitim erklärt und ihm gleichzeitig die dem Vater genommenen Güter bei Lüttich herauszugeben versprochen; durch seinen Wortbruch machte er sich den Grafen zu seinem glühendsten Feinde.

Als der Kammerherr dem Kaiser über das vorgefallene berichtete, stieg Ferdinand die Hornesröte ins Gesicht, — oder war es die Scham, die ihm das Blut wallen machte?

Sofort aber trat Althöfel vor:

„Majestät sehen, daß wir recht hatten: der Graf ist ein verwegener Mensch, zu allem fähig!“

Ferdinand hörte kaum darauf: „Drote er, Thorn?“

„Majestät, ja; er wolle zu den Feinden Euer Majestät übergehen, sagte er; diese würden seine Kräfte besser zu würdigen verstehen, wie —“

„Wie ich? — Ja, ja,“ meinte er dann, „er ist ein tüchtiger Degen; Herr Vater, ich glaube, wir haben ihm doch unrecht getan, als wir ihm sein Recht vorenthielten!“

Althöfel schlug die Augen fromm zum Himmel:

„Geschehene Dinge sind schlecht gut zu machen, Majestät; ich bete zu Gott, daß dieser Hitzkopf nicht verloren gehe. — Gebet Euch Majestät doch nicht dem Schmerze hin, bedenken Sie vielmehr, daß der Bote des Herzogs von Baiern des Empfanges hart.“

„Ihr habt, wie gewöhnlich, recht, Vater; — Thorn, schickt den Gesanten des Herzogs herein!“

Die Verhandlungen dauerten lange; es war die Rede von Entschädigungen und Wiedererstattung großer vom Herzoge für den Kaiser aufgewandter Geldmittel u. s. w. Ferdinand füllte nur zu sehr, wie abhängig er vom Kurfürsten und vom Heere der Liga geworden, wenngleich er dem alten, bewährten Tilly vertrauen konnte. Er gab ja an Baiern als Rekompense die Kurwürde und einen Teil des Reiches Friedrichs von der Pfalz, aber doch ärgerte es Ferdinand jetzt, Mansfeld von sich gestochen zu haben, auf den er in der Not hätte bauen können. — Schließlich wollte sich der Gesante des Herzogs verabschieden, als Vater Althöfel vortrat:

„Auf ein Wort noch, Herr Ambassadeur! — Majestät,“ warte er sich dann an Ferdinand, „haben wol die Angelegenheit mit dem Professor Rauel in Ingolstadt ganz vergessen?“

„Ach so,“ meinte Ferdinand, hierdurch sichtlich unangenehm berührt, in gleichgültigem Tone. „Macht meinen Freund Maximilian, Herr Ambassadeur, darauf aufmerksam, daß in Ingolstadt — nicht war, Herr Vater? — also daß in Ingolstadt ein Professor Rauel — heißt er nicht so, Herr Vater? — existirt, der in heftigster Weise den Katholizismus angreift; dieser Mann müßte entfernt werden. Vergesst nicht, Seiner herzoglichen Gnaden dieses dringend als meinen Wunsch zu empfehlen! — Ihr seid entlassen!“

Der Gesante verneigte sich tief und ging, Ferdinand aber trat mit seinem Beichtvater über den Korridor in sein Arbeitskabinet.

* * *

In einem hochgiebeligen Hause zu Ingolstadt saß die Familie des Professors der Rechtskunde, Rauel, um den Mittagstisch versammelt. Düster blickte das Auge des Hausherrn, vergeblich versuchte seine Hausherrin, Frau Dorotea, die Stirn des Gatten zu glätten durch ihr Gespräch; der Professor blieb verstimt, nur wenn sein sinnendes Auge auf seine einzige, zwölfjährige Tochter Jutta fiel, erheiterte sich das ernste Gesicht ein wenig. Am Tische saß auch noch ein etwa vierzehnjähriger Knabe mit offenen, schönen Zügen und langem Lockenhar, der auf die ihm gebotene Kost tüchtig loszäbelte.

„Was hast du, Onkel, bist du böse?“ begann der Knabe, indem er einen besorgten Blick auf den Professor warf.

„Auf dich nicht, lieber Junge.“

Der Knabe atmte auf. Nach einer Weile begann er wieder:

„Ich bin Stüriz heute aus der Schule entlaufen; er hat immer so langweilige Geschichten; da lobe ich mir ein Spielchen mit Jutta; sie kann beinahe ebenso schnell laufen wie ein Knabe. Wir waren auf dem Walle bei der großen Kanone, die sie den ‚langen Chim‘*) nennen.“

Hier ergriff Frau Dorotea das Wort:

„Es wird für Jutta die höchste Zeit, solche wilde Spiele zu meiden; ein so großes Mädchen muß schon gesetzt sein.“

Jutta, ein überaus liebliches Mädchen mit langen, blonden Zöpfen und blauen Augen, warf schmollend das Köpfchen zurück. Mansfeld — so nannte der Professor den Knaben — aber begann wieder:

„Du irst, Tante; heute sind wir ganz artig gewesen. Ich habe auf dem langen Chim gefessen und Jutta unten auf der Lafette; da habe ich ihr die Geschichte von Stüriz erzählt und hernach von der Schlacht, wenn ich erst einmal mit Vater in den Krieg darf und solche Kanonen richten. Ich glaube, Vater kommt bald wieder einmal nachhause, denn Stüriz erzählte davon; gewisses weiß er aber auch nie.“

„Was ist denn das für eine Geschichte von Stüriz?“ fragte Dorotea neugierig.

„Na, denke dir nur, Tante, wie dumm! Das Buch heißt Metamorphosen von Ovidius Naso und ist lateinisch geschrieben. Gibt es wol einen Titel, der lächerlicher ist? Und das alles muß ich überlesen. Die Geschichte ist diese: der Gott Apollo liebte einst die schöne Hirtin Daphne und wollte sie partout küssen. Das wollte diese aber durchaus nicht leiden; sie floh ans Wasser, und als sie nicht weiter konnte und Apollo sie schon umarmte, da schrie sie zur Juno, der Himmelsgöttin. Diese erhörte das arme Mädchen und verwandelte es in einen Lorbeerbaum. — Ist das nicht albern?“ Frau Dorotea guckte den vierzehnjährigen Knaben, dann ihre Jutta an, und meinte darauf: „Ja, ja, es wird Zeit, Jutta, daß du recht fleißig strickst, Klöppelst und nähest, denn das muß eine Jungfrau ordentlich können!“

*) Joachim.

Ein Blick auf ihren Gatten und dessen in diesem Augenblicke ganz verzweifeltes Gesicht ließ sie in heller Angst aufschreien:

„Um Gott, Edmund, was hast du? — Was ist dir?“ Totenblässe bedeckte das Gesicht des Professors; er glitt vom Stuhl herunter, ohne daß ihm jemand so schnell beispringen konnte. Während Frau Dorotea, Jutta und Mansfeld den Unmächtigen mit Heiligtropfen und kaltem Wasser zu neuem Leben zu erwecken versuchten, erschallte auf dem Korridor Sporengelirr und rascher Schritt. Die Tür öffnete sich, und in derselben erschien Graf Ernst von Mansfeld, den wir in der Hofburg zu Wien verlassen haben. Soeben kam auf dem Lehnstuhle Professor Rauek wieder zu sich, als der Gast seinen Son, der ihm jubelnd und voll Tränen in den Augen entgegengeekelt war, mit Freuden umfaßte.

„Wohlgeruhame Frau Professorin“, fragte dann der Gast besorgt, „was ist mit ihrem Gatten geschehen?“

„Hochwörter Herr Graf“, entgegnete die Gefragte kummervoll, „ich weiß es selbst noch nicht; es kam so plötzlich! —“

„Nun“, tönte jetzt matt die Stimme des Hausherrn vom Lehnstuhle her, „Ihr müßt es ja doch einmal wissen: Dorotea, erschrick nicht, ich bin — entlassen, abgesetzt, kastirt, wie Ihr wollt; wir sind brotlos zur Stelle!“

Frau Dorotea barg das Haupt zwischen den Händen, Jutta schluchzte still vor sich hin. — Graf Mansfeld machte ein bitterböses Gesicht, seine Hände ballten sich und er flüsterete:

„Die Pfaffen, die Pfaffen!“

„Ganz richtig“, meinte der Professor sich aufrichtend, „ich sprach ein gefordertes wissenschaftliches Gutachten zu Ungunsten des beabsichtigten Restitutionsediktes aus: Heute Morgen bekomme ich persönlich Nachricht durch den Dekan: Seine herzogliche Gnaden sähen sich veranlaßt, mich auf besonderen Wunsch Seiner kaiserlichen Majestät meiner Stellung ohne weiteres zu entheben. Natürlich, die Kurwürde lockt ihn, da muß er mich ja gehen lassen. Das ist alles!“

„Ja, ja!“ nickte der Graf. „Nun tröstet Euch, mein wohlgeruhamer Herr Professor. Da fällt mir ein: der Administrator von Magdeburg ist mir sehr befreundet und verpflichtet; ich schreibe Euch einen Brief, und Ihr gebt denselben persönlich ab. Ziehst getrost dorthin, er wird Euch eine Eurer würdige Stellung verschaffen. Frau Dorotea wird auch noch einen Notspennig zurückgelegt haben und ich, nun Freunde, schämt Euch des nicht, — als ein Darlehn — als ein Darlehn nur,“ für er beschwichtigend fort, indem er zwei Röllchen auf den Tisch legte und der Professor eine abwehrende Bewegung machte — „diese 50 Dukaten von mir zu nehmen; es ist ehrlicher Kriegesfeld!“

Erheitert schon sprach Frau Dorotea:

„Gott segne Eure Güte, Herr Graf; er segne es Euch an Eurem Knaben!“

(Fortsetzung folgt.)

Chiosottische Fischer. (Siehe Illustr. S. 556.) Dreieinhalb Meilen von Venedig liegt am Adriatischen Meere auf einer der Chioggia-Inseln das alte Fossia Claudia der Römer, jetzt Chioggia (spr. Kioticha) genannt, eine Stadt, die gleich Venedig auf Pfählen erbaut ist. Eine große, auf 43 Bögen ruhende 1337 Fuß lange Brücke verbindet sie mit dem Festlande. Außer dem lebhaften Handel und den großen Salzschlammereien, welche die Tätigkeit ihrer 27 000 Einwohner in Anspruch nehmen, beschäftigen sich diese auch viel mit dem Fischfang, und unser heutiges Bild stellt uns in den kräftigen Gestalten zwei solcher Fischer vor, die nach ihrer Heimat den Namen Chiosotten erhalten haben. Als die ersten Fischer der Adria bekannt, begnügen sich diese jedoch nicht mit den reichen Schätzen, welche ihnen das Adriatische Meer an ihrer heimatlichen Küste an Thunfischen, Sardellen, Matrelen, Brachsen, Meerälen, Schwertfischen zc. bietet, sie gehen bis an die Küste von Syrien und Trime und zwar oft auf drei bis vier Monate. Unsere beiden zeigen uns in den breiten Körben die Beute ihres nassen Gewerbes aus dem Meerbusen von Guarnero. Weder der Bora (ein verheerender Nordostwind auf dem Adriatischen Meere) noch der schwüle und gefährliche Sirocco vermögen sie von diesen Farten abzuhalten, sie arbeiten im Gegenteil während des größten Sturmes ruhig weiter. Konkurrenz finden sie hierin wenig, am allerwenigsten aber von den Bewohnern des Küstenlandes Syrien, welche der Fischerei keinen Geschmack abgewinnen. Wo daher in dortiger Gegend das Segel einer Fischerbarke in Sicht ist, kann man sicher annehmen, daß diese einem Chiosotten gehört. Vier bis acht davon gehören meist einem Eigentümer, in dessen Dienst die übrigen Fischer stehen.

Die Katedrale in Siena. (Siehe Illustr. S. 557.) Siena, in Mittelitalien in malerischer Lage auf und an Hügeln erbaut, war einst im Mittelalter eine mächtige Republik und während der Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen das Haupt der Städte, welche zur Partei der letzteren zählten. Es soll im Jahre 1260 über 160 000 Einwohner beherbergt haben, und seine Ringmauern sollen von 38 Toren durchbrochen gewesen sein. Als Handelsstadt, die besonders die Wollfabrikation betrieb, hatte sie einen geachteten Namen; der im Süden gelegene Hafen von Telamone war in ihrem Besitz. Jetzt freilich sind die Mauern zerbröckelt, — da wo sie früher standen, liegen jetzt Delgärten und Getreidefelder — ihr republikanisches Staatswesen hat einer Provinzialverwaltung (Toscana) Seiner Majestät des Königs von Italien plasmachen müssen, und seine Einwohnerzahl wird nur auf ca. 22 000 Köpfe geschätzt. Aber so viel auch von diesem Gemeinwesen im Lauf der Jahrhunderte den Weg alles Fleisches gewandelt ist, die nicht unwichtigen, ja sogar die beredtesten Zeugen des Reichthums und der Machtstellung Sienas, eine große Anzahl großartig schöner monumentaler Bauwerke, öffentliche und Privatbauten, sind der Zeitzeit erhalten worden, um den Ruhm und den Kunstsinne der dahingegangenen Geschlechter zu verkünden und zu erhalten. Und unter allen diesen ragt wieder eines majestätisch hervor: die Katedrale, an der viele, zum Teil die berühmtesten Meister Italiens, — wir nennen nur die Namen Nicola und Giovanni Pisano, Donatello und Pinturicchio — von 1284—1537 arbeiteten. Das Gebäude selbst ist noch älter; es soll schon 1012 auf dem heutigen Platze gestanden haben. — Mit der Einführung und Befestigung des Christentums, das als naturgemäße Reaktion gegen das ausgeartete und in Leppigkeit und Schwelgerei versunkene Römerthum gegen das letztere sowohl wie gegen das urwüchsig-patriarchalische Leben der Heiden in den Urwäldern Germaniens mit Glück zu Felde

zog, war auch der klassischen Bildnerei des griechischen Alterthums und dessen Gefolge auf den Gebieten der bildenden Künste unter der Römerherrschaft der Krieg erklärt worden. Die Menschheit hatte sich durch die materialistische Lebensweise den Magen verdorben und verfiel, als sie Hand zur Besserung anlegte, in das andere ebenso verwerfliche Extrem, indem sie allem fleischlichen entzagte, im Fasten und Beten ihr Heil erblickte und suchte. Daß bei solchen Maximen die Grundzüge hellenischer Kunst und Wissenschaft ebenfalls außer Kurs geraten mußten, ist nur zu selbstverständlich, und so machte sich denn auch auf dem Gebiete der Architektur, der Skulptur und Malerei die für das profane Leben eingeführte Askese geltend und fand namentlich in der gotischen Baukunst ihren sprechendsten Ausdruck. Hatte anfangs der romanische Stil noch bedeutende Momente der Antike in sich aufgenommen, so verschwanden diese mit der strengerer und auf die Spitze getriebenen Durchsicherung der Gotik mehr und mehr. Die Wand als raumabschließendes und das Gebälk tragendes Glied wurde allmählich von großen Fenstern durchbrochen und in schlanke, aufstrebende Pfeiler aufgelöst, und die Decke, dieser Abfluß nach oben, wandelte sich in den riesigen, himmelhoch stehenden Spitzbogengewölben um. „Die Gotik zeigt uns ein Knochengestalt ohne Fleisch“, sagte vor nicht langer Zeit ein namhafter Kunsthistoriker, und er hat damit den Nagel auf den Kopf getroffen. — Um jene Zeit nun, als der gotische Stil im Norden dominierte, wurde er auch von einem deutschen Meister in Italien eingeführt. Es war die Kirche S. Francesco zu Assisi, welche von Jakob um 1228 bis 1253 in diesem Stile erbaut wurde. Bei einer Anzahl öffentlicher und profaner Bauten machte sich bald die Gotik mehr oder weniger geltend, und dazu gehört auch die Katedrale von Siena, wie wir schon an deren Fassade sehen. Freilich zeigt uns dieser Bau auch, — und er mag als Beispiel dafür gelten — daß der dadurch zum Ausdruck gebrachte Geist denn doch nicht imstande war, das durch Klima und Tradition ganz anders geartete und von den Nordländern ganz verschieden denkende und fühlende Volk der Italiener ganz gefangen zu nehmen. Die Antike macht ihren Einfluß immer noch geltend und zwar in der Art der Ueberdachung und im Charakter der Wand. Mildes Klima und die Sitte des Landes tragen dazu bei, daß die hohen, spizen Dächer wegschallen; das Mittelschiff erhebt sich demnach nur wenig über die Seitenschiffe. Sind die Oberwände mit kleinen, meist runden Fenstern durchbrochen, so zeigt auch die in Funktion geliebene Hauptwand kleine, schmale Fenster, welche bei der Klarheit des italienischen Himmels dem Innern Licht zur Genüge zuführen. Das schlanke Pfeilerwerk und die Strebebögen fallen fort oder werden doch auf ein geringes Maß beschränkt. An Stelle der Strebepfeiler bleiben die im romanischen Stil üblichen Lifenen. So bieten denn die mächtigen Wandflächen dem Maler und dem Skulpteur die günstigste Gelegenheit zu seiner Kunsttätigkeit. Großartige Fresko- und Delmalereien, sowie Marmormosaikbilder bedecken diese und gestalten den Raum zu großartiger Pracht. Dabei behält der Rundbogen Geltung neben dem Spitzbogen, die so bestellte Kuppel erhebt sich über dem Langbau, daneben drängen sich gotische Einzelheiten, wie Krabben, Fialen u. s. w. hervor. Aber die Gotik bringt es nicht zu einem konsequent entwickelten organischen System, sie bringt, wie Lübke richtig sagt, es „nur zu einer im decorativen Sinn gesteigerten Umbildung der früheren Bauweise“. Man betrachte sich nur unsre Illustration, und man wird an der stizzenhaften Wiedergabe jenes Bauwerks das schon bestätigt finden, was wir eben gesagt. So reich die Vorderfassade mit gotischem Ornament geschmückt ist, die Gotik fungirt doch nur als Schmuck, die Struktur des Baues selbst zeigt nichts weniger als gotischen Stil, und dabei erhebt sich am

andern Ende des Gebäudes der im Stil romanisierende Glockenturm und die leider ebenfalls nicht sichtbare mächtige Kuppel mit der Laterne bedeckt, gleichsam als wollte sie die Unbesiegbareit des antiken Geistes hoch in den Lüften verkündigen. Aber noch mehr als das Äußere zeigt uns das Innere des Doms diesen Geist des Altertums, und es ist deshalb nicht minder schön. Die mächtig-schönen, die Gewölbe tragenden Bögen, sowie selbst die Art ihrer Dekoration atmen diesen Geist. Und prachtvoll dekoriert ist das Innere des Doms. Da ist fast kein Fleckchen, das nicht vom Maler oder Bildhauer auf das schönste und graziöseste geschmückt wäre, von den mit Sternen überfüllten Deckengewölben bis auf den Fußboden begegnen unsere Augen Werken geschaffen von Künstlerhand. Dabei stralen Säulen und Pfeiler von den schwarzen und weißen Marmorstücken. Eines der größten Meisterwerke ist jedoch die von Nicola Pisano ausgeführte Kanzel. Auf schwarzen Marmorsäulen ruhend, zeigt sie an den Füllungen und Friesen der Treppe reichen Ornamentenschmuck; aber das schönste bilden doch die Reliefs an der Kanzel selbst. Es sind Stoffe aus der Bibel und zwar aus dem Neuen Testament: die Anbetung der drei Könige aus Morgenland und die Kreuzigung darstellend. So wenig aber auf die Architektur des Doms selbst der Geist der christlichen Ästetik voll und ganz Einfluß gewinnen konnte, so wenig auch auf die Art der Behandlung des Reliefs Pisanos. Kraft, Gesundheit, Mark steckt in den Figuren des Künstlers, von dem Völke sagt: „Denn wenn auch die Lebensfülle und Selbstherlichkeit seiner Gestalten zu weit von der christlichen Hingabe und Demut entfernt ist, als daß nicht zwischen Inhalt und Auffassung eine tiefe Kluft bestehen sollte; wenn auch die folgende Epoche gegen diese unbedingte Verherrlichung der Antike eine naturgemäße Reaktion beginnen mußte, so ist doch seit Nicola Pisano der Geist der Antike das unveräußerliche Erbe der italienischen Kunst geblieben.“ Dieses Urteil kann sich der Meister — wenn er es nötig hätte — gefallen lassen. Er begann sein Werk mit Hilfe seines berühmten Sohnes Giovanni und einigen Gehilfen 1266. Auch der ebenso berühmte Meister und Freund des Erbauers der florentiner Dombau, Brunelleschi, Donatello schuf für die Katedrale von Siena ein Werk, einen bronzenen Johannes den Täufer. Ferner ist das 1311 vollendete große Altarbild von Duccio eine Perle dieses Gebäudes, und endlich schuf der von 1454—1513 lebende Maler Pinturicchio 10 große Wandgemälde al Fresco dafür, auf denen er das Leben Pius II. (der berühmte Aeneas Sylvius Piccolomini) darstellte. Abgesehen von anderen Werken enthält dann der Dom noch den Altar der Familie Piccolomini, der von fünf Statuen von der Hand Michelangelos geschmückt ist. — Das angeführte mag genügen, um unsern Lesern ein Bild von dem Reichtum zu geben, den das von uns im Bilde vorgeführte Bauwerk birgt. Jedenfalls hatten wir recht, wenn wir eingangs dieses Monument als einen bereicherten Zeugen früherer Herrlichkeit bezeichneten. Denn Werke wie dieses setzen allerdings bedeutenden Wohlstand voraus und zwar an materiellen Gütern wie an Gemüt. Und wenn auch im Laufe der Zeiten, während deren fleißige und geschickte Hände an der Errichtung dieses Werkes tätig waren, so mancher im schönen Italien sich um sein leibliches Dasein bemühen mußte, so ist demgegenüber zu bemerken, daß dies auch anderswo der Fall war, daß aber hier wenigstens der Rammon der von der Glücksgöttin begünstigten Menschenkinder zu Nutz und Frommen der Mit- und Nachwelt verwandt wurde. Das war aber nicht überall der Fall. urt.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Nachteile der künstlichen Ernährung der Kinder. Auf Grund des Studiums aller über diesen Gegenstand erschienenen Veröffentlichungen und vieler eigener Aufzeichnungen, nach sehr gründlicher Durcharbeitung aller Angaben über Sterblichkeit der verschiedenen Altersklassen in den deutschen Städten und im Ausland ergab sich für Dr. Hoppe in Braunschweig hinsichtlich der Nachteile der künstlichen Ernährung der Kinder folgendes Resultat, welches er in einem neuerlich im Druck erschienenen Vortrage niedergelegt hat. Die künstliche Ernährung der Kinder im ersten Lebensjahre hatte einen Mehrverlust von 20% sämtlicher Toten zur Folge; es ergab sich demnach, daß infolge des Nichtstillens die Kindersterblichkeit in Deutschland seit 30 Jahren von 18% auf 52% gestiegen ist. Dr. Hoppe sagt geradezu: „Die künstliche Ernährung ist nachteiliger als Krieg und Pestilenz, sie ist eine systematische Völkermethode.“ Als Mittel zur Bekämpfung stellt er zuerst richtige wirtschaftliche Ausbildung der Frau hin, bessere Ernährung, bessere Einrichtung der Lebensweise, Kochschulen, Verbesserung der Schlafräume, Beseitigung der Ueberbürdung der Kinder mit Schul- und anderer Arbeit zc.

Die Fliegen als Luftreiniger. Der Engländer Emerson, Chemiker, fing sich eines Tages eine fette Fliege und klebte sie auf eine Glasplatte seines vierhundertmal vergrößernden Mikroskops — er fand sie ganz mit Ungeziefer bedeckt. Andere Exemplare zeigten dasselbe. Eines Tages sah er zwei Fliegen mit ihrem Köpfe sehr geschäftig ein Blatt Papier betupfen, trotzdem das Papier ganz sauber erschien. Er untersuchte es und fand viel Ungeziefer darauf. Hierauf reinigte er dieses Papier vollständig und schwang es in der Luft, worin das Papier gelegen hatte, längere Zeit hin und her. Da zeigte sich unter dem Mikroskop, daß das Papier ganz voll wurde von Ungeziefer. Jetzt hatte er die Gewißheit, daß dieses lebendige Gewimmel auf dem Papier, wie an den Fliegen, Erzeugnis der unreinen, durch Speien und Getränke dunstierfüllten Luft sei, und er schloß daraus, daß deshalb die Fliegen gern so häufig hin- und herfliegen in solcher Luft, nämlich damit sich ihr Körper mit diesen mikroskopischen Tierchen bedeckt, die sie dann geschäftig von sich abstreifen und verzehren. Weitere Beobachtung bestätigte diese Annahme; er fand an schmutzigen, übertriehenden Orten die meisten Fliegen und die fettesten, während solche in reiner, gut ventilierter Luft sich aufhaltende magerer waren. Hiernach tragen wol die Fliegen bei zur Vertilgung der Ansteckungsstoffe, sind aber auch zur Uebertragung geeignet. Was ist nun besser, die Fliegen leben zu lassen oder sie zu vertilgen? Das richtige ist wol, durch Ventilation der Räume zu sorgen, daß die Fliegen womöglich garnichts finden, die wenigen, die sich dann zeigen, aber leben zu lassen, weil sie dann hungrig, zur Vertilgung solcher Körper sich anstrengen, infolgedessen zur Uebertragung der Ansteckungsstoffe keine Zeit bleibt. -r.

Redaktionskorrespondenz.

Berlin. H. S. Man braucht allerdings nicht erst „irgendwas zu kochen“, um die Güte des Mehles kennen zu lernen. Werden Sie folgendes einfache Verfahren an: schütten Sie von jeder Mehlsorte, die Sie prüfen wollen, 30 Gramm in eine Porzellantasse, gießen Sie darauf je 10 Gramm reines Wasser und vermengen Sie beides gründlich zu einem Teige. Je fester der Teig, desto besser das Mehl.

Koblenz. Heinrich S. Wir haben Ihre Anfrage nicht etwa unberücksichtigt beiseite geworfen, sind vielmehr eben dabei, die von Ihnen genannten Geschichten der Pädagogik und Lehrbücher der Erziehungslehre, nebst noch einigen anderen, die unsern Wissens erwerdenswert sind, soweit sie uns nicht bereits bekannt sind, einer kritischen Durchsicht zu unterziehen, um Ihnen dann mit der gewünschten Empfehlung dienen zu können.

Hildesheim. Drechsler T. R. Unsere wissenschaftlichen Ratgeber erteilen denen, welche sich auf nichts weiter berufen können, als daß sie „früher einmal“ Abonnement der „Neuen Welt“ gewesen sind, keinerlei Auskunft. Weisen Sie sich als gegenwärtiger Abonnement aus, so soll Ihnen Antwort zuteil werden.

..... Mühlensitzer Sch. So gern wir glauben, daß es sich mit den Schitanen, die Ihr Schreiben schildert, so verhält, wie Sie sagen, und so wenig wir Ihre Kreditwürdigkeit bezweifeln, ebensowenig sind wir in der Lage, Ihnen teilweise ein Kapital von 12000 Mark, gleichviel auf welche Hypothek, zu verschaffen. Sie werden begreifen, daß die Fälligkeit bedürftigkeit nicht bürnen genug gefäß ist, um uns zu ermöglichen, ganz aus unserm Belustentriebe herauszutreten, im Fall, daß wir überhaupt in der Lage sind, unsern Nebenmenschen finanziell zuzuhelfen zu können.

Hamburg. Schiffszimmerer T. Die Sonderzeitrechnung der ersten französischen Republik datierte vom 23. September 1792, als dem Gründungstage der Republik und der Zeit der Herbst-Tage- und Nachtgleiche, ist aber erst am 5. Oktober 1793 in Geseßkraft getreten und bis zum 31. Dezember 1805 darin verblieben. Monate hatte diese Zeitrechnung soviel als die noch übliche; die Namen derselben lauten: Beneditaire (Weinmonat, dauernd vom 23. Sept. bis 22. Oktober), Braumare (Rebelmonat, vom 23. Okt. bis zum 21. Nov.), Krimate (Reßmonat vom 21. Nov. bis zum 20. Dez.), Rivole (Schneemonat, vom 21. Dez. bis zum 19. Jan.), Bludiose (Regenmonat, vom 20. Jan. bis zum 18. Febr.), Ventole (Windmonat, vom 19. Febr. bis 20. März), Germinat (Reißmonat, vom 21. März bis 19. April), Florat (Blütenmonat, vom 20. April bis 19. Mai), Prairial (Weissenmonat, vom 20. Mai bis 18. Juni), Messidor (Erntemonat, vom 18. Juni bis 18. Juli), Thermidor (Hizemonat, vom 19. Juli bis 18. Aug.) und der Fructidor (Fruchtmonat, vom 19. August bis zum 17. September). Der 18., 19., 20., 21. und 22. September waren jährlich wiederkehrende Schalltage, denen sich in jedem vierten Jahre ein sechster Schalltag anschloß. Die dreißig Tage jedes Monats begannen, wie unsre Tage, am Witternacht, zerfielen aber nur in je 10 Stunden von 100 Minuten zu 100 Sekunden. Statt der Wochen hatte der republikanische Kalender zehntägige Abschnitte, „Decaden“; die Tage hießen Primidi, Duodi, Triodi, Quartidi, Quintidi, Serptidi, Octidi, Nandi und Decadi.

Karlsruhe. Stud. U. Schnadahüpfeln dürfte die „N. W.“ im allgemeinen überhaupt nicht brauchen können, am allerwenigsten aber solche, die — dem eignen Geiste des Schnadahüpfels zum Trost — den Bapf ganz ernsthaft als — man sollte es kaum für möglich halten! — als Freiheitshelden feiern. Studiren Sie die Geschichte des Populitums, Herr Studio, mit offenen Augen und offenem Kopfe, so werden Sie andere Schnadahüpfel machen lernen.

Freiburg. Frau V. Nistkästen fertigen Sie aus altem Holz, das Sie mit Baumrinde übernagen. Für Staare, Wendehälse, Wachstelzen u. dgl. müssen dieselben 12—16 Zoll hoch, 5 1/2 Zoll im Lichte weit sein, und das Flugloch muß einen Durchmesser von 2 Zoll haben. Aufgehangen werden dieselben an hohen Bäumen in einer Höhe von 20 bis 30 Fuß. Das Flugloch darf nie nach der Wetterseite zu gehen, am besten nach Sonnenaufgang. Die Nistkästen für Hölenträger, diese schimmeln Insektenende, brauchen nur 12 Zoll hoch, 4 1/2 Zoll weit zu sein, bei 1 1/2 zölligen Flugloch und 10 bis 20 Fuß Höhe über dem Erdboden. Die Kästen für Korbwängchen können das Flugloch ganz entbehren, müssen dafür aber ein schräg darüberstehendes, nach Osten zu ein wenig offenes Dach haben. Die letztgenannten Vögel haben, grade wie die Staare, ihre Nester am liebsten an nicht zu sehr von Laub bedeckten Plätzen; die Staare leben auch gern in Gesellschaft, sodah man mehrere Nistkästen (Neiten) nahe aneinander aufhängen kann. Alle andern Vögel wohnen gern parweise vereint, nur die Weissen ziehen möglichst verborgene Wohnungen allen andern vor.

Inhalt. Herschen oder dienen? Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Geschichten und Bilder aus Graubünden, von Dr. Max Bogler (Schluß). — Das Opfer einer geistlichen Intrigue. Eine Historie aus der Zeit der Hexenprozesse, von J. H. — Aus Deutschlands schlimmster Blut- und Eizenszeit. Historische Novelle von Carl Cassan. — Chiosotische Fischer (mit Illustration). — Die Katedrale in Siena (mit Illustration). — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Nachteile der künstlichen Ernährung der Kinder. Die Fliegen als Luftreiniger. — Redaktionskorrespondenz.